L. Andrejew

Im Erdgeschoß

und anderes

BERLIN W. 9

GLOBUS VERLAG G. m. b. H.

109

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

L. Andrejew

Im Erdgeschoss

und anderes

Berlin W. 9
Globus Verlag. G. m. b. H.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

A. Lit. 3448

ERSATZEXEMPLAR
Landes- und Stadtbibliothek
Düsseldorf

4158.192.02

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Erdgeschoss.

Er trank sehr stark, hatte seine Arbeit und Bekannten verloren — jetzt hatte er sich im Erdgeschoß, mit Dieben und Prostituierten zusammen, einquartiert und verlebte seine letzten Tage.

Sein Körper war krank und blutlos, abgenutzt von der Arbeit und vom Alkohol zerfressen, der Tod lauerte schon auf ihn, wie ein grauer Raubvogel, der beim Sonnenlicht blind ist, in finsterer Nacht aber scharf sieht. Am Tage versteckte sich der Tod in den dunklen Winkeln, nachts trat er lautlos an sein Kopfkissen und saß da, lange bis zum Sonnenaufbruch, er war ruhig, geduldig und wartete beharrlich. Wenn er mit dem ersten Tagesschimmer den blassen Kopf mit den Augen eines gehetzten Tieres unter der Decke hervorsteckte, dann war die kleine Stube schon

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leer, — er jedoch glaubte an diese trügerische Leere, an die alle anderen glaubten, nicht. Mit einem mißtrauischen Blick sah er die Winkel durch, plötzlich und verschmitzt sah er hinter seinen Rücken, und dann starrte er aufmerksam, auf die Ellbogen gestützt, in das scheidende Dunkel der fliehenden Nacht. Und dann erblickte er das, was die anderen niemals sahen: er erblickte das Schwanken eines grauen, mächtigen, formlosen und schrecklichen Körpers.

Dieser Körper war durchsichtig und umschloß alles; die Gegenstände darin befanden sich wie hinter einer Glaswand. Jetzt hatte er aber vor diesem Körper keine Angst, er ließ eine kalte Spur zurück und ging hinweg — bis zur nächsten Nacht.

Für kurze Zeit verfiel er in Vergessenheit und schreckliche und ungewöhnliche Träume suchten ihn dann auf. Er sah im Traum eine weiße Stube mit weißem Fußboden und Wänden, sie war von hellem, grellem Licht beleuchtet, eine schwarze Schlange kroch mit leisem Rauschen, das wie Lachen klang, unter der Tür hervor. Sie drückte den spitzen, flachen Kopf an den Fußboden und sich schlängelnd, glitt sie schnell hervor und verschwand; dann tauchte ihre gedrückte, schwarze Nase

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder in der Türspalte auf, wie ein schwarzes Band dehnte sich ihr Körper aus — das wiederholte sich wieder und wieder. Einmal sah er im Traume etwas Lustiges und lachte auf, dieses Lachen klang aber merkwürdig, wie unterdrücktes Schluchzen, es war schrecklich mit anzuhören, irgendwo in der Tiefe schien eine Seele zu lachen oder zu weinen, während der Körper bewegungslos wie der eines Toten dalag.

Allmählich kamen Laute des heranbrechenden Tages in sein Bewußtsein: die dumpfen Reden der Vorübergehenden, das ferne Knarren einer Tür, das Geräusch des Besens, mit dem der Hausdiener den Schnee vom Fenster wegfegte, — der ganze unbestimmte Lärm der Großstadt. Und dann kam das Schrecklichste für ihn: schonungslos hatte er jetzt das klare Bewußtsein, daß ein neuer Tag gekommen sei, daß er bald aufstehen müsse, um mit dem Leben ohne Hoffnung auf einen Sieg zu kämpfen.

Man muß leben.

Er drehte sich um, wandte dem Licht den Rücken zu, zog die Decke über den Kopf, damit nicht der kleinste Strahl in seine Augen dringen sollte und preßte sich wie ein Knäuel zusammen, indem er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Füße bis an das Kinn heranzog. So lag er da, hatte Angst sich zu regen und die Füße auszustrecken. Ein ganzer Berg von Kleidern lag auf ihm, so versuchte er sich gegen die Kälte im Erdgeschoß zu schützen, er fühlte aber das Gewicht der Kleider nicht, und sein Körper war kalt. Bei jedem Laut, der von Leben zeugte, überlief es ihn ganz kalt, er preßte sich immer mehr zusammen und stöhnte lautlos — nicht mit der Stimme, sondern in Gedanken, denn jetzt fürchtete er sich vor seiner eigenen Stimme und seinen eigenen Gedanken.

Er richtete an irgend jemand sein Gebet, daß der Tag nicht kommen möge, daß er immer die Möglichkeit haben dürfe, unter seinem Lumpenhaufen zu liegen, ohne sich zu regen und zu denken, daß er seinen ganzen Willen dahin anstrengen könnte, den kommenden Tag von sich hinwegzuhalten und sich zu überzeugen, daß es noch Nacht sei. Am liebsten hätte er gehabt, wenn ihm jemand die Pistole an jene Stelle des Genicks, wo sich die Vertiefung befindet, gesetzt und sie abgedrückt hätte.

Der Tag zog immer mehr herauf — weit, unaufhaltsam und herrisch rief er zum Leben, und die ganze Welt begann sich zu regen, zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sprechen und zu arbeiten. Als erste wachte im Erdgeschoß die Wirtin auf, die alte Matrëna, welche einen fünfundzwanzigjährigen Liebhaber hatte, sie trampelte in der Küche hin und her, klapperte mit den Eimern und machte sich dicht an der Tür von Chichniakow etwas zu schaffen. Er fühlte, daß sie herankam, wurde ganz starr vor Angst und beschloß keine Antwort zu geben, wenn sie ihn rufen sollte. Sie schwieg aber und ging irgendwo hin, nach zwei Stunden wachten die anderen Bewohner auf: eine von jenen herumspazierenden Mädchen, Duniascha, und der Liebhaber der Alten, Abraham Petrowitsch. So ehrerbietig wurde er von allen trotz seiner Jugend angeredet, denn er war ein kühner und geschickter Dieb und noch etwas außerdem, das aber munkelte man nur und wagte es nicht auszusprechen. Vor dem Erwachen dieser beiden fürchtete sich Chichniakow am meisten, denn sie beide hatten ein Recht auf ihn, sie konnten hineinkommen, sich auf sein Bett setzen, ihn mit den Händen berühren und zu Gedanken und Gesprächen veranlassen. Mit Duniascha war er einmal betrunken zusammengekommen und hatte ihr versprochen sie zu heiraten und obgleich sie gelacht hatte und ihm auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schulter geklopft hatte, war sie doch überzeugt, daß er in sie verliebt sei und protegierte ihn; sie selbst war aber dumm und schmutzig, roch schlecht und brachte die Nacht oft auf dem Polizeirevier zu. Mit Abraham Petrowitsch hatte er erst vorgestern zusammen getrunken, er hatte ihn geküßt und ewige Freundschaft geschworen.

Als Chichniakow vor der Türe die frische, laute Stimme und die Schritte von Abraham Petrowitsch hörte, wurde er starr vor Angst und Erwartung, hielt sich nicht zurück und stöhnte laut auf, wodurch er nur noch mehr erschrak. In einem grell beleuchteten Bilde tauchte es vor ihm auf, wie er getrunken hatte; sie hatten in einer dunklen Schenke gesessen, die von einer Lampe beleuchtet war, inmitten dunkler, flüsternder Menschen und hatten sich auch nur flüsternd unterhalten. Abraham Petrowitsch war bleich und erregt gewesen, hatte über das schwere Leben eines Diebes geklagt, hatte vor ihm seinen Arm entblößt und ihn die unregelmäßig verwachsenen Knochen fühlen lassen; Chichniakow aber hatte ihn geküßt und gesagt:

„Ich liebe die Diebe. Sie sind kühn."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er forderte ihn auf Brüderschaft zu trinken, obgleich sie einander schon lange Du sagten.

„Und ich liebe dich, weil du gebildet bist und unseren Bruder verstehst," antwortete Abraham Petrowitsch. „Da, sieh dir 'mal die Hand an: hier sitzt es!"

Und wieder streckte sich vor seinen Augen ein weißer Arm aus, der durch seine Weiße noch jämmerlicher aussah, und als ob er plötzlich etwas begriffen hatte, woran er sich jetzt nicht erinnern konnte und was er jetzt nicht verstand, küßte er diesen Arm und Abraham Petrowitsch schrie darauf stolz:

„Richtig, Bruder! Wir wollen sterben, aber nicht kapitulieren!"

Dann kam etwas Schmutziges, Kreisendes, ein Heulen, springende Lichter. Und damals war es lustig, jetzt aber, da sich der Tod in den Winkeln versteckte und von allen Seiten der Tag heranrückte mit der Notwendigkeit zu handeln, zu kämpfen und zu bitten um zu leben, — da war es qualvoll und unaussprechlich schrecklich.

„Herr, schläfst du?" fragte Abraham Petrowitsch spöttisch hinter der Tür und, da er keine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anwort erhielt, fügte er hinzu: „na, schlafe, hol dich der Teufel."

Zu Abraham Petrowitsch kommen viele Bekannte, seine Türe knarrt den ganzen Tag und man hört bei ihm Baßstimmen. Bei jedem Geräusch kommt es Chichniakow vor, daß man zu ihm oder nach ihm gekommen wäre, und er versteckt sich immer tiefer, lauscht lange, bis er hört, wessen Stimme es ist. Unter großen Qualen wartet er, sein Körper zittert, obgleich es auf der ganzen Welt niemand gibt, der zu ihm kommen könnte.

Er hatte einmal eine Frau gehabt, sie war längst gestorben. Noch weit früher in der Vergangenheit hatte er Brüder und Schwestern und noch viel weiter zurück — etwas Unbestimmtes, Schönes, — er hatte es Mutter genannt. Und sie alle waren gestorben, vielleicht ist auch jemand von ihnen noch am Leben, aber dann hat er sich so in der endlosen Welt verloren, als ob er tot wäre. Und auch er wird bald sterben — er weiß es. Wenn er heute von seinem Lager aufsteht, werden ihm die Füße brechen und zittern, seine Hände werden unsichere und merkwürdige Bewegungen ausführen, — das ist der nahende Tod.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis er aber kommen wird, muß man leben, und das ist eine harte Aufgabe für einen, der weder Geld, noch Gesundheit und Willen hat, und so packt Chichniakow die Verzweiflung. Er wirft seine Decke zurück, reckt die Arme, läßt stöhnende Laute in den Raum ausklingen, sie klingen, als ob sie durch tausende von leidenden Menschen hindurchgezogen wären, und deshalb scheinen sie so voll, so bis an den Rand von Qual gesättigt zu sein.

„Mach auf, Teufel!" schreit Duniascha hinter der Tür und schlägt mit der Faust an dieselbe. „Sonst breche ich die Tür auf!"

Zitternd und wankend tritt Chichniakow an die Tür, macht sie auf und schnell, beinahe hinfallend, legt er sich wieder ins Bett. Duniascha, deren Haar schon gekräuselt ist, setzt sich neben ihn, das Gesicht mit Puder bedeckt, wobei sie ihn an die Wand drückt, einen Fuß über den anderen schlägt und wichtig sagt:

„Ich habe dir eine Neuigkeit mitzuteilen, Katias Seele ist gestern zu Gott hinübergewandelt."

„Wer ist Katia?" frug Chichniakow. Und seine Zunge bewegte sich so schwer und unsicher, als ob es nicht seine eigene gewesen wäre.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Das hast du mal wieder vergessen," lachte Duniascha. „Die Katia, die bei uns gewohnt hat. Wie konntest du das denn vergessen, sie ist ja erst eine Woche von uns weg."

„Sie ist gestorben?"

„Nun ja, sie ist gestorben, wie alle sterben."

Duniascha befeuchtete den kleinen Finger mit Speichel und wischte den Puder von den dünnen Wimpern damit weg.

„Woran ist sie gestorben?"

„Daran, woran alle sterben. Wer kann das wissen? Man hat es mir gestern im Caféhaus erzählt. Sie sagten einfach, Katia wäre gestorben."

„Und du hast sie geliebt?"

„Gewiß habe ich sie geliebt. Was du auch für Fragen stellst!"

Mit einer stumpfen Gleichgültigkeit sahen die dummen Augen Duniaschas Chichniakow an, ihren dicken Fuß schaukelte sie dabei hin und her. Sie wußte nichts mehr zu reden, sie versuchte den vor ihr Liegenden anzusehen, um ihm ihre Liebe zu zeigen, dabei drückte sie das eine Auge ein wenig zu und ließ die Ecken ihrer schwulstigen Lippen hängen.

Es war schon Tag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

An diesem Tage, einem Sonnabend, war der Frost so stark, daß die Gymnasiasten nicht zum Unterricht gingen und die Pferderennen auf einen anderen Tag verlegt wurden, da die Gefahr vorlag, den Pferden zu schaden. Als Natalja Wladimirowna aus dem Wöchnerinnenheim heraustrat, war sie im ersten Augenblick froh, daß es schon Abend war, daß niemand am Quai zu sehen und sie, das Mädchen mit dem sechstägigen Kinde, niemand treffen würde. Es schien ihr, daß ihr, sobald sie über die Schwelle treten würde, eine lärmende und kreischende Menge entgegenstürmte, in der würde ihr gelähmter, beinahe erblindeter Vater sein, auch bekannte Studenten, Offiziere und junge Damen würden alle mit Fingern auf sie zeigen und schreien: da ist ein Mädchen, das sechs Gymnasialklassen absolviert hat, mit klugen und edlen Studenten bekannt gewesen ist, das bei einem zufällig unpassend geäußerten Worte errötete und — vor sechs Tagen hat dieses selbe Mädchen im Wöchnerinnenheim, dicht neben anderen gefallenen Frauenzimmern ein Kind geboren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Quai aber lag einsam da. Frei jagte der eisige Wind darüber hin und wirbelte eine graue Wolke von Schnee, der durch den Frost in einen ätzenden Staub verwandelt worden war, dabei auf, alles Lebendige und Tote, alles, was er auf seinem Wege fand, hüllte er in diese Wolke ein. Mit leisem Pfeifen wand er sich um die kleinen Metallstäbe des Gitters, sie glänzten hierdurch wie poliert und sahen so kalt und vereinsamt aus, daß es schon weh tat, sie anzusehen. Ebenso kalt und von Menschen und Leben losgerissen, fühlte sich das Mädchen. Sie hatte ein kurzes Jäckchen an; es war dasselbe; in dem sie gewöhnlich Schlittschuh lief und welches sie in der Eile angezogen hatte, als sie aus dem Hause ging, und schon die schmerzenden Vorwehen der Geburt spürte. Und als der Wind um sie herum pfiff, ihr dünnes Kleid um ihre Füße schlang, die Kälte an ihren Kopf schlug, da bekam sie Angst, daß sie erfrieren würde, der Schrecken vor der Menge verschwand und die ganze Welt lag vor ihr wie eine grenzenlose Eiswüste, in der weder Menschen, Licht, noch Wärme waren. Zwei heiße Tränen schimmerten in ihren Augen und wurden sofort zu Eis, sie senkte den Kopf, wischte sie mit dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

formlosen Bündel, das sie auf den Händen trug, weg und beschleunigte ihre Schritte. Jetzt, im Augenblick liebte sie weder sich noch das Kind und ihrer Beiden Leben kam ihr unnötig vor; aber gebieterisch trieben sie ein paar Worte vorwärts, die sich nicht in ihrem Hirn befanden, sondern offenbar vor ihr her liefen und riefen:

„Niemtschinowskaja-Straße, das zweite Haus von der Ecke."

Diese Worte hatte sie sechs Tage hindurch wiederholt, als sie im Bett lag und das Kind säugte. Sie bedeuteten, daß sie nach der Niemtschinowskaja, wo ihre Milchschwester wohnte, gehen mußte, denn nur bei ihr allein und bei niemand anders konnte sie für sich und ihr Kind Unterkunft finden. Vor einem Jahr, als es ihr noch gut ging, als sie lachte und sang, war sie bei der kranken Katia gewesen und hatte ihr mit Geld geholfen, und jetzt war diese der einzige Mensch, vor dem sie sich nicht schämte.

„Niemtschinowskaja-Straße, das zweite Haus von der Ecke, Niemtschinowskaja-Straße, das zweite Haus von der Ecke."

Sie schritt weiter, wütend tobte der Wind um sie herum; als sie die Brücke betrat, packte er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gierig ihre Brust und saugte sich mit seinen eisernen Krallen in ihr kaltes Gesicht fest. Besiegt, flog er mit einem Riesensturm von der Brücke herunter, kreiste über die Schneeebene des Flusses, stürmte wieder nach oben herauf, dabei den Weg mit seinen zitternden, kalten Schwingen verdeckend.

Natalja Wladimirowna blieb stehen und stützte sich kraftlos auf das Geländer. Ein schwarzes, mattes Auge sah sie unten aus der Tiefe an — es war ein kleiner Fleck Wasser, der nicht gefroren war, — sein Anblick war rätselhaft und schrecklich. Und vor ihr klangen gebieterisch die Worte:

„Niemtschinowskaja-Straße, das zweite Haus von der Ecke. Niemtschinowskaja-Straße, das zweite Haus von der Ecke."

Chichniakow lag schon angekleidet wieder im Bett, mummelte sich bis über die Ohren in seinen warmen Mantel, das letzte, was er noch besaß, ein. Es war kalt in dem kleinen Stübchen, in den Winkeln war Eis zu sehen, er atmete in seinen Krimmerkragen hinein, da war es ihm warm und gemütlich. Den ganzen Tag hindurch betrog er sich selbst, sagte sich, daß er morgen Arbeit suchen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gehen und die Leute um etwas bitten würde; vorläufig war er glücklich und dachte an nichts, zuckte nur bei jedem Laut einer menschlichen Stimme hinter der Wand oder bei dem Klopfen einer zugeschlagenen Tür zusammen. So lag er lange und ruhig da. Plötzlich hörte er ein ungleichmäßiges Klopfen an die Eingangstür, es wurde zaghaft, hastig und scharf geklopft, als ob es mit der hinteren Seite der Hand geschähe. Sein Stübchen lag am nächsten zur Tür und er konnte, als er den Kopf umdrehte und lauschte, deutlich unterscheiden, was dort vorging. Matrëna ging heran, die Tür wurde geöffnet, hinter der eintretenden Person geschlossen und ein erwartungsvolles Schweigen trat ein.

„Zu wem wollen Sie?" hörte man Matrënas heisere Stimme unfreundlich fragen. Eine unbekannte, leise und gebrochene Stimme antwortete verwirrt:

„Ich möchte Katia Netschajewa sprechen. Wohnt Katia Netschajewa hier?"

„Sie hat hier gewohnt, und was wollen Sie von ihr?"

„Ich muß sie sehr nötig sehen. Ist sie nicht zu Hause?" Schrecken klang in ihrer Stimme.

„Katia ist gestorben. Ich wiederhole, sie ist gestorben; im Krankenhause.

Wieder trat langes Schweigen ein, es dauerte so lange, daß Chichniakow einen Schmerz im Halse empfand, er wagte den Hals nicht zu bewegen, so lange die Menschen da draußen schwiegen. Dann sagte die unbekannte Stimme leise und ohne jeden Ausdruck:

„Leben Sie wohl!"

Sie schien aber offenbar nicht weggegangen zu sein, denn nach einem Augenblick fragte Matrëna:

„Was haben Sie da? Das haben Sie wohl Katia gebracht?"

Man hörte etwas fallen und mit den Knieen auf den Boden schlagen, und hastig stieß eine unbekannte Stimme, die von verhaltenem Schluchzen unterbrochen wurde, aus:

„Nehmen Sie! Um Gottes willen, nehmen Sie! Nehmen Sie! Und ich .... ich werde schon gehen!"

„Ja, was ist denn das?"

Wieder ein langes Schweigen und leises, unterbrochenes und hoffnungsloses Weinen. Eine tötliche Müdigkeit lag darin und schwarze, undurch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dringliche Verzweiflung. Es schien als führe eine ermüdete Hand kraftlos über eine strammgespannte Saite dahin, die letzte auf dem geliebten Instrument — wenn auch diese gerissen — ist der sanfte, traurige Ton für immer verhallt.

„Ja, Sie haben es ja beinahe totgedrückt!" schrie Matrëna grob und ärgerlich. „Solche Menschen machen sich auch ans Gebären. Ja, geht denn das? Wer wickelt denn so ein Kind ein? Kommen Sie mit mir mit. Nun, nun, ist schon gut, kommen Sie mit, sag ich Ihnen. Ja, ist denn das möglich?"

Es wurde ruhig an der Tür. Chichniakow lauschte noch einen Augenblick, legte sich hin und war froh, daß man nicht zu ihm gekommen war, suchte auch nicht zu erraten, was an der vorgegangenen Sache unverständlich war. Er fühlte schon das Herannahen derselben und wollte . . .

Seine Ruhe schwand, er preßte die Zähne zusammen und suchte einen Gedanken festzuhalten; in der Vergangenheit sah er Schmutz, sittlichen Fall und Schrecken — und denselben Schrecken sah er auch in der Zukunft. Er begann, als Duniascha eintrat, sich schon allmählich zusammenzukauern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die Füße und Hände einzuziehen, sie war fertig zum Ausgehen angekleidet, hatte eine rote Blouse an und war ein wenig betrunken. Sehr behäbig setzte sie sich auf das Bett und klappte ihre kurzen Hände zusammen.

„Ach, Herr Gott!" sagte sie, schüttelte den Kopf und lachte auf, „die da hat ein kleines Kind mitgebracht! Das ist so klein und brüllt wie ein Wachtmeister. Bei Gott, wie der reine Wachtmeister."

Sie schimpfte tüchtig und dann fuhr sie Chichniakow kokett über die Nase.

„Komm, wollen wir uns das Kerlchen ansehen? Bei Gott, warum denn nicht? Wir werden uns ihn ansehen und damit ist die Sache abgemacht. Matrëna will ihn baden, sie hat den Samowar aufgestellt. Abraham Petrowitsch schürt das Feuer mit dem Stiefel — das ist zum Kugeln! Und das kleine Kindchen schreit."

Duniascha zog ein Gesicht, wie es ihrer Annahme nach das Kindchen haben mußte und winselte noch einmal wie das Kind. Der reine Wachtmeister. Bei Gott! Komm. Willst du nicht — na, hol dich der Teufel! Meinetwegen krepiere hier, du verschimmelter Apfel."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hüpfend ging sie hinaus. Nach einer halben Stunde öffnete Chichniakow unschlüssig die Türe der Küche, er schwankte auf seinen schwachen Beinen und hielt sich am Türpfosten fest.

„Mach zu, du läßt die Kälte herein!" schrie Abraham Petrowitsch. Chichniakow klopfte die Türe hastig hinter sich zu, sah sich wie schuldig fühlend um, aber niemand beachtete ihn und er beruhigte sich bald. In der Küche war es vom Ofen, dem Samowar und den Menschen heiß, dichte Dämpfe stiegen in die Höhe und zogen an den kalten Wänden entlang. Ärgerlich badete Matrëna das Kind in einem Troge. Sie beplätscherte es mit Wasser und redete vor sich hin:

„Aguninschki! Aguninschki! Bald werden wir hübsch sauber und weiß sein."

Das Kind runzelte sein kleines rotes Gesichtchen, als wenn es nießen wollte. Duniascha sah über Matrënas Schulter hinweg in die Wanne, paßte einen Augenblick ab und spritzte dem Kinde schnell mit drei Fingern etwas Wasser übers Gesicht.

„Mach' daß du fortkommst!" schrie die Alte grausam. „Wohin kriechst du? Man weiß ohne

dich, was man zu tun hat, ich hab' selbst Kinder gehabt."

„Störe nicht. Das stimmt," bestätigte Abraham Petrowitsch. „Ein Kind, das ist eine feine Sache, damit muß man umzugehen verstehen."

Er saß auf dem Tisch und mit dem Ausdruck der Nachsicht und des Vergnügens sah er das kleine rosa Körperchen an. Das Kind bewegte die kleinen Fingerchen und in wildem Entzücken schüttelte Duniascha den Kopf hin und her und lachte laut.

„Bei Gott, der reine Wachtmeister!"

„Na hast du denn so schon mal einen Wachtmeister gesehen?" fragte Abraham Petrowitsch.

Alle lachten los, Chichniakow lächelte, ließ aber das Lächeln sofort von seinem Gesicht verschwinden und sah sich nach der Mutter um. Ermüdet saß sie auf der Bank, den Kopf hatte sie nach hinten zurückgeworfen und ihre schwarzen Augen, die durch die Krankheit und die Leiden riesengroß geworden, waren von ruhigem Glanz erfüllt, auf den blassen Lippen irrte das stolze Lächeln der Mutter herum. Und als Chichniakow das erblickte, lachte er still in sich

hinein und sah sich stolz nach allen Seiten um. Matrëna hob das Kind aus der Wanne und hüllte es in ein Laken. Es schrie laut los, wurde aber bald wieder ruhig; und Matrëna schlug das Laken zurück, dabei verlegen lächelnd und sagte:

„Was das für ein Körperchen ist, rein wie Sammet."

„Laß mich es fühlen," bat Duniascha.

„Na, was denn noch?"

Duniascha schüttelte sich plötzlich am ganzen Leibe, trampelte mit den Füßen, konnte vor Gier kaum Atem holen; ganz toll von dem Wunsche, der sich ihrer bemächtigt hatte, schrie sie mit lauter Stimme, wie man sie nie bei ihr gehört hatte:

„Gib! ... Gib! ... Gib! ...

„Na, geben Sie es ihr doch nur!" bat Natalja Wladimirowna erschrocken. — Ebenso plötzlich beruhigte sich Duniascha und lächelnd berührte sie vorsichtig die Schultern des Kindes, auch Abraham Petrowitsch folgte ihrem Beispiel und trat an diese rosa kleine Schulter heran.

„Das stimmt. Ein Kind, das ist eine eigene Sache," sagte er sich rechtfertigend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Chichniakow versuchte es später als alle anderen an das Kind heranzugehen. Eine Sekunde lang fühlten seine Finger etwas lebendiges, sammetweiches, etwas so Zartes und Schwaches, daß ihm seine eigenen Finger auf einmal schwach und zart erschienen. Und so standen sie alle da mit ausgestrecktem Hals, der Dieb, die Prostituierte und der einsame, verlorene Mensch, unbewußt umstrahlte sie das Lächeln eines sonderbaren Glücks, und neben ihnen dieses kleine zarte Leben, schwach wie ein kleines Licht in der Steppe, das sie irgendwohin zu rufen schien, um ihnen etwas Schönes, Lichtes, Unsterbliches zu verheißen.

Stolz sahen alle die glückliche Mutter an, oben über der niedrigen Decke erhob sich das mächtige steinerne Haus, in seinen hohen Gemächern lebten die reichen Menschen in Langeweile dahin.

Die Nacht brach herein. Schwarz wie alle Nächte hielt sie ihren Einzug und hüllte die weiten Schneegefilde in ihr Dunkel ein, die Zweige der Bäume, welche die ersten Sonnenstrahlen grüßen, erstarben im Dunkel vor Schrecken. Schwach wie kleine Lichter kämpften die Menschen

mit ihr, aber stark umschlang sie die einsamen Lichter mit undurchdringlicher Finsternis und erfüllte die menschlichen Herzen mit tiefem Dunkel. Und in vielen Herzen erlöscht sie die letzten glimmenden Funken.

Chichniakow schlief nicht. Wie ein kleiner Knäuel zusammengekauert, versteckte er sich vor Kälte und der Nacht unter dem weichen Lumpenhaufen und weinte — er tat es ohne Anstrengung, ohne Schmerz und Zucken, wie die, deren Herz rein und ohne Sünde ist, wie Kinder weinen. Er, der da als Knäuel zusammengekauert lag, tat sich selbst leid, und es kam ihm vor, daß er alle Menschen und das ganze menschliche Leben bedauere, und eine geheimnisvolle und tiefe Freude lag in diesem Gefühl. Er sah ein eben geborenes Kind und es kam ihm vor, daß dieses Kind zu einem neuen Leben geboren war, das lange und herrlich dauern würde. Er liebte dieses neue Leben und es tat ihm zugleich leid, und das war für ihn so freudig, daß er auflachte, den Lumpenhaufen von sich abschüttelte und sich fragte:

„Weshalb weine ich denn?"

Er fand die Antwort darauf nicht und sagte:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„So."

Und in diesem kurzen Wort lag ein so tiefer Sinn, daß die zerschlagene Brust dieses Menschen, dessen Leben so traurig und einsam war, wieder von einem heißen Tränenstrom erbebte.

Und an seinem Kopfende harrte der gierige Tod lautlos schon seiner.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Ausländer

Von elf Uhr morgens bis acht Uhr abends pflegte Tschistiakow Stunden zu geben, und nur einmal in der Woche, am Mittwoch, wenn er seine Stunden mit den Schülern etwas später begann, pflegte er einen Augenblick in die Universität hineinzuspringen und manchmal beim Pedell nachzufragen. Die Vorlesungen besuchte er überhaupt nicht, er wußte sogar nicht, wo sich die Auditorien für die Juristen des zweiten Kurses befanden, denn er liebte die Professoren nicht und wollte den nächsten Frühling für immer nach dem Auslande gehen — er wollte dort leben. Eben zu diesem Zweck hatte er am Tage soviel Arbeit übernommen und sparte das Geld, das er verdiente, am Abend beschäftigte er sich mit der deutschen Sprache. Er hatte beschlossen sich in Deutschland, in Berlin, niederzulassen; dort lebte schon seit einem Jahre sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alter Freund und schrieb von dort lange und entzückte Briefe. In jedem bat er ihn dringend zu sich.

Am Abend kam es vor, daß etwas im Kopfe von Tschistiakow kreiste, es schien, als ob Wasser über ein Mühlrad herunterfiele, unangenehme Gesichter von Schülern schwirrten vor seinen Augen hin und her, und seine linke Seite tat ihm sehr weh; in solchem Zustande konnte er nicht arbeiten, legte sich dann zu Bett, zählte das gesammelte Geld, dachte an sein Leben in Berlin oder ging hinunter nach Numero vierundsechzig, wo sich abends gewöhnlich alle Studenten vom Nordpol versammelten; — so hießen die möblierten Zimmer des Hauses, in dem er wohnte. Er konnte die Studenten, die sich dort versammelten, nicht leiden, wie überhaupt alles, was um ihn herum war, konnte die Straßen, über die er ging, das Zimmer, in dem er wohnte, überhaupt dies ganze ungeregelte, chaotische, barbarisch-grobe und sinnlose Leben nicht leiden. Die Leute, wo er sie auch sah, auf den Straßen und in den Häusern, kamen ihm schlimmer wie die Barbaren vor: Diese haben doch wenigstens Mut, aber jene achteten weder sich selbst noch die andern, und oft genug wurde in ihrer Mitte das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gespenst stumpfer Gewalt und sinnloser Grausamkeit groß. Aber das Bewußtsein, daß er sie alle bald für immer verlassen würde, daß er andere, gute Menschen sehen, daß er dann ein echtes, wohlgeordnetes und gutes Leben führen würde, dieses Bewußtsein versöhnte ihn mit den Leuten und weckte einen seltsamen Trübsinn und stilles Mitleid in ihm. Und wenn er, der lang aufgeschossene, mit der kranken Brust und dem blutleeren Gesicht eines Fastenden und den fieberhaft glänzenden Augen zu ihnen kam, so klang sein leises „guten Tag" wie ein trauriges „lebt wohl".

Und unten in Nummer vierundsechzig geht es immer lustig, sorglos und lärmend zu. Da dort viel Schnaps getrunken und geraucht, viel gesungen und geschrieen, auf dem Fußboden und den Sofas geschlafen wird, ist dort eine graue und schwere Luft, riecht es tüchtig nach Spiritus und Hering, herrscht dort immer Unordnung, eine so ständige und unüberwindliche Unordnung, daß sie Tschistiakow als besondere Ordnung erscheint. Die Wirte des Zimmers Wanjka Kostiurin und Panow sahen ihrem Zimmer sehr ähnlich; sie waren so unordentlich und so festgewurzelt in ihrer Unordnung, daß sie morgens statt Tee Schnaps

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder Bier tranken, nachts wachten und am Tage schliefen.

Sie hatten sehr wenig Hab und Gut, immer standen leere Flaschen bei ihnen auf den Fenstern, eine größer als die andere, sie fingen mit den halben an und endeten mit Vierteln, an der Wand hing eine Laute und ein Triangel, auch eine gute Harmonika lag da. Seitdem einer der Stubenkollegen, der Serbe Reiko Wukitsch einmal mit der Laute die Runde durch den Korridor machte und alle Bewohner aufschreckte, die geglaubt hatten, daß Feuer ausgebrochen war, kam der Hausdiener Serpig jeden Abend um elf Uhr und nahm die Laute bis zum Morgen weg. Frühmorgens brachte er sie mit einigen Gläsern Bier zurück, und Wanjka Kostiurin mit dem langen Schnurrbart, der am Morgen sehr ernst gestimmt war, spielte ein kurzes Lied, das zugleich auch ein sehr ernstes war. Dann hörte man das klangvolle, lustige Trillern der Harmonika — und damit fing der für Tschistiakow unverständliche und sinnlose Tag an.

Wenn der schmalbrüstige, kränkliche Tschistiakow, auf dem der Stempel des in Arbeit zugebrachten Tages und seines Lebensziels lag, abends in die

Nummer eintrat, empfing ihn die Gesellschaft mit leisem Spott und wenig Wohlwollen.

„Da kommt der Ausländer gekrochen!" erklärte Wanjka Kostiurin. Und die Studenten lachten, denn Tschistiakow mit seinem Gesicht, dem langen Haar, dem blauen Hemd, das unter dem Rock hervortrat, sah grade einem Ausländer am wenigsten ähnlich. Auch seine Sprache war die eines echten Großrussen: weich, abgerundet und nachdenklich.

Die Studenten liebten ihn nicht, weil er sich ihrem Leben gegenüber vollständig gleichgültig verhielt, ihre Freuden nicht verstand und mit einem Menschen Ähnlichkeit hatte, der auf dem Bahnhof sitzt, den Zug erwartet, raucht, sich unterhält und manchmal sogar vom Gespräche hinreißen läßt aber dabei doch fortwährend auf die Uhr sieht. Von sich selbst erzählte er nichts und niemand wußte, warum er mit neunundzwanzig Jahren erst auf dem zweiten Kurse war, dafür aber sprach er viel und ausführlich über das Ausland und das Leben dort. Jedem, den er zum erstenmal sah, teilte er mit stillem Entzücken die Neuigkeit, die er einmal irgendwo gehört hatte, mit, daß das Volk in Christiania zwei herrliche Denkmäler errichtet hat, daß Björnson und Ibsen noch leben, und daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie, wenn sie über den Platz gehen und ihr Bild aus ewigem Eisen und Bronze gegossen sehen, sich so über die Liebe des Volkes freuen, daß sie weinen . . . und wenn Tschistiakow das erzählt, sieht er zur Seite, seine Augen füllen sich mit Tränen und werden rot.

Er erzählte gern, wieviel Geld er für seine Reise nach dem Auslande schon gesammelt — zweihundertzwanzig Rubel; einmal wurde es allen Studenten zu viel, als er ihnen klagte, wie gering man einmal seine Stunden schätzte, indem man ihm elf Rubel zu wenig zahlte. Ja, sie hatten ihm ganz einfach zu wenig gezahlt, und als er das Geld forderte, lachte man ihn erst aus und warf ihn dann zur Tür hinaus.

„Das Geld ist ja im Schweiße meines Angesichtes verdient!" sagte er zornig und zugleich schmerzvoll. „Es kostet mich vielleicht zwei Jahre meines Lebens!"

„Na, jammre nicht, man hat das schon über!" sagte ihm damals Wanjka Kostiurin, „wenn du willst, sammeln wir unter uns diese elf Rubel für dich zusammen."

Er hatte diesen Vorschlag aus freiem Herzensantriebe gemacht und war sehr erstaunt und beleidigt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als Kostiurin seinen Vorschlag mit Entrüstung zurückwies.

„Du bist kein Kollege!" warf ihm Kostiurin vor, und alle waren mit ihm einverstanden, daß Tschistiakow kein Kollege sei. Auch sah man es, wie verächtlich und gleichgültig er sich allen studentischen Interessen gegenüber verhielt: wenn auch noch so etwas Wichtiges passierte, wie auch die Bewohner und Besucher von Numero vierundsechzig sich ereifern mochten, er saß immer schweigend da; zerstreut trommelte er mit den Fingern auf den Tisch und wenn die Debatten sehr lange dauerten, fing er zu gähnen an und ging in sein Zimmer, um sich mit der deutschen Sprache zu beschäftigen.

„Ich bin eben kein Hiesiger!" entschuldigte er sich scherzhaft, aber in seinem Scherzen lag eine sehr beleidigende Wahrheit. Und man empfand es unangenehm, daß sie diesen schmalbrüstigen Menschen, der so gerade auf sein Ziel lossteuerte und nicht verraten wollte, woher soviel Kraft und Entschlossenheit in seine kranke Brust kam, nicht erkennen sollten.

Ganz besonders konnte ihn Wanjka Koristiun nicht leiden, gewöhnlich trug er hohe Stiefel, im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sommer auf dem Lande einen warmen Mantel, liebte alles Russische, Schnaps, Knaß, fettes Sauerkraut, die Bauern und bemühte sich mit grober Stimme wie das einfache Volk zu sprechen. Er verstand Tschistiakows energisches Streben nach dem Auslande nicht und registrierte ihn daher unter jene Kategorie von Erscheinungen, die weiße Handschuhe tragen, ständig nüchtern sind, Visiten machen und morsche Stiefel tragen; er hatte Tschistiakow noch zwei andere Namen beigelegt: Aristokrat und alter Hund. Den andern war alles Russische gleichgültig, sie schimpften gern auf ihn und sagten Tschistiakow, daß sie selbst auch gern nach dem Auslande fahren würden, um dort zu leben und zu lernen, wenn sie nur das Geld dazu hätten. Er redete ihnen zu, bewies ihnen, daß man immer Geld bekommen könne, ereiferte sich, sah sich dann aber ihre gutmütigen, halb trunkenen Fratzen an, erinnerte sich an ihr ganzes träges, loses Leben — und schwieg gleichgültig. Er setzte sich irgendwo auf ein zerknilltes Bett in ein Winkelchen und sah das Treiben mit seinen glänzenden großen Augen, entschlossen, blaß, engbrüstig wie er war, mit an.

Und die anderen lebten, lustig und sorglos,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem ganzen Leichtsinn der Jugend und Gesundheit; sie lebten, als gäbe es für sie kein gestern und morgen, als ob die verfluchten Fragen, die die verfluchte Wirklichkeit mit sich bringt, gar nicht da wären. Tolkatschew war der breitschultrigste und stärkste unter ihnen, hatte den schönsten Bart, kleine, stumpfe Augen, produzierte seine Muskelkraft, hob Gewichte hoch und ließ sich von allen ansehen und bewundern, war Mitglied des Turnvereins, erkannte nur die Kraft an, verachtete die Universität, die Studenten, die Wissenschaft und jede Frage. Viele haßten ihn deshalb, hatten aber doch vor seiner fabelhaften Kraft und Grobheit, die vor nichts zurückschreckte, Angst, selbst hinter seinem Rücken wagten sie es nicht, etwas Schlechtes über ihn zu sagen. Und wenn irgend jemand, dem die Geduld schon geplatzt war, mit ihm zu diskutieren anfing, begann er den Streit immer mit den Worten:

„Natürlich kann jeder seine eigene Uberzeugung von den Dingen haben, doch du hast wohl kaum Recht, Kostia!"

Er verstand diese feinfühlige Ausdrucksweise aber nicht und brach den Streit ruhig mit den Worten ab:

„Na, lohnt es sich denn mit euch Narren zu sprechen? Wenn ich nur könnte, würde ich euch allen, wie ihr hier seid, jeden Tag eine Tracht Prügel geben."

Und alle taten, als glaubten sie er mache Spaß, und lachten dazu. Panow schnitt die Zwiebel zum Hering klein und weinte dabei.

Der Serbe Raiko Wukitsch, ein kleiner, magerer, sehniger Mensch, mit höckriger Nase und gespaltenem Kinn, auf dem stachlige Barthaare zu sehen waren, mit einem herabhängenden Schnurrbart, sah auf den Schnaps und wartete, wenn man eingießen würde. Dieser Raiko war ein origineller Kerl. Wenn er nüchtern war, schwieg er, wenn er aber ein wenig Schnaps getrunken hatte, erzählte er mit drolliger, gebrochener Aussprache über Serbien allerhand kleine und uninteressante Dinge, erzählte von den Parteien, den Radikalen und den Türken, von einem sehr schlechten und schrecklichen Menschen Bodemlitsch und von noch allerhand anderem. Und er lobte sein kleines faules Serbien, daß sich alle vor Lachen schüttelten und ihn absichtlich neckten.

„Herr Gott!" wunderte sich Wanjka Kostiurin. „Er spricht noch über Serbien und das ist

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ganz so groß wie ein Hering. Der Türke wird es bald verschlucken."

„Er erstickt noch daran!" erwiderte Raiko und nahm eine wichtige Miene an.

„Und spuckt dann aus: was für ein Dreck, sagt er dann noch!"

Raiko brauste dann auf, schleuderte den Anwesenden zornige Blicke zu und schrie wütend:

„Esel!"

Und dann ging er in sein Zimmer.

Seine Kollegen lachten laut, Tschistiakow aber war traurig und dachte daran, daß dieses kleine, traurige Ländchen mit seinen hitzigen, schwachen, kleinen Menschen, ständig von Unruhen zerrissen, wirklich etwas Kleines und Jämmerliches war, wie etwa das Soldatenspiel der Kinder. Und der kleine Raiko tat ihm leid, er wollte ihn mit sich nach dem Auslande nehmen, damit er dort das echte, weite und kluge Leben sähe.

Wenn die Flaschen zur Hälfte geleert waren, fingen die Studenten zu singen an, Harmonika zu spielen, irgend jemand wurde nach Raiko entsandt, da er als Spezialist auf der Laute galt. Raiko erschien, spielte mit düstrer Miene, seine Augen aber sprühten Feuer wie ein hungriger Wolf und waren

scharf wie der Stachel der Wespe. Wenn es sehr lustig wurde und das Blut durch die Adern schon heißer rann, sprang Wanjka Kostiurin auf den Tisch, schwenkte die Schultern hin und her und tanzte einen „Russischen". Groß und ungeschickt wie er war, war er beim Tanzen leicht und flog wie ein Federchen durch das Zimmer: er klopfte mit den Hacken, quietschte, johlte und das ganze Zimmer schien vom Klopfen zu zittern und war ganz von den Klängen der Harmonika und dem Dröhnen des Cymbals erfüllt. Bei allen glänzten die Augen, zuckten Hände und Füße, mancher trat in eine Ecke zurück, schwenkte mit hoffnungslosem Entzücken den Arm und seufzte aus der Tiefe ein sehnsüchtiges und süßes e—e—ech! Und alle kamen Tschistiakow verrückt vor.

Als Wanjka Kostiurin den Tanz beendet und tüchtig vor sich hergepustet hatte, bat er Raiko:

„Nun, Raiko, zeig mal wie bei euch getanzt wird. Nicht, so verstehn sie es nicht?"

„So verstehen sie es nicht, aber besser!"

„Na, zeig mal, hab' keine Angst. Ich weiß, bei euch wird gut getanzt."

Alle baten, und scheu und boshaft um sich blickend, legte Raiko die Laute beiseite. Dann

nahm sein Gesicht einen wilden und blutdürstigen Ausdruck an, er machte einige plötzliche und stechende Bewegungen — als ob er sich zum Würgen und nicht zum Tanze anschickte. Ohne Musik, ernst und etwas schrecklich, sah er einem kleinen Wilden ähnlich, alle lachten los, und Raiko schimpfte wieder beleidigt und ging davon.

„Wie grob sie sind!" dachte Tschistiakow, und der kleine Raiko, der sein Vaterland so inbrünstig liebte, tat ihm leid.

Numero vierundsechzig besuchte auch ein Student Namens Karujew, er war sich immer gleich, immer lustig und etwas hochmütig. In seiner Gegenwart veränderte sich alles ein wenig; es wurden nur anständige Lieder gesungen, Raiko wurde von niemandem geneckt, und der Kraftmensch Tolkatschew, der weder in seiner Frechheit noch in seiner Speichelleckerei Grenzen kannte, reichte ihm bereitwillig den Mantel zum Anziehen. Karujew vergaß manchmal mit Absicht ihm guten Tag zu sagen und zwang ihn allerhand Kunststücke, z. B. einen abgerichteten Hund, zu zeigen:

„Na, los, du Stück Fleisch, heb' mal den Tisch am Fuß hoch."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und selbstzufrieden tat es Tolkatschew.

„Und, nun, bieg' mal ein Zwanzigkopekenstück um."

Tolkatschew bog es zusammen und sagte verschämt:

„Mein Vater erst, der konnte einen Feuerhaken wie eine Schleife zusammenbinden."

Karujew aber beachtete ihn nicht mehr, hatte sich vielmehr dem einsam dasitzenden Tschistiakow zugewandt, um sich mit ihm zu unterhalten. Ihm gegenüber war er immer ernst, mitfühlend und aufmerksam, wie ein Arzt, und wenn er sprach, sah er ihm nahe und lieb in die Augen. Tschistiakow bemitleidete auch ihn und forderte ihn immer auf, mit ihm ins Ausland zu gehen.

„Na, wie steht's, reisen Sie?" fragte Karujew.

„Ich habe zweihundertzwanzig Rubel gesammelt. Es fehlen mir noch hundertundachtzig. Und Sie?" lächelte Tschistiakow.

„Nein, ich reise nicht. Es wird Ihnen da schwer werden, Herzchen. Ihre Gesundheit —"

„Dort ist ein gutes Klima."

„Das stimmt ja, aber es wäre doch für Sie besser, nach der Krim zu gehen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das bleiche Antlitz Tschistiakows wurde noch bleicher und seine Augenlider wurden rot. Vor Schmerz und Schrecken zitternd, als ob man ihm das Ausland vom Herzen wegriß, flüsterte er sehnsüchtig und verzweifelnd:

„Ich werde hier sterben! Sterben, Herr Gott! Dort gibt es Menschen, Leben, und hier —" hoffnungslos ließ er die Hand fallen.

„Na, na!" beruhigte ihn Karujew. „Fahren Sie nur, wenn Sie solche Lust haben, mit Gott."

„Dort, wissen Sie," flüsterte Tschistiakow sehnsuchtsvoll, „dort hat man in Christiania Björnson und auch Ibsen noch bei Lebzeiten ein Denkmal gesetzt; jeden Tag gehen sie daran vorbei und sehen es. Gott! Könnte ich nur einmal diesen Boden berühren, diese Luft einatmen! ... Ich habe eine schwache Brust, vielleicht die Schwindsucht. Wenn ich dort nur sterben könnte!"

Karujew strich ihm liebevoll über das Knie.

„Sie werden nicht sterben. Werden uns noch überleben! Das Leben hat Sie wahrscheinlich tüchtig mitgenommen. Es sind die Nerven."

„Nerven!" lächelte Tschestiakow. „Es sind nicht die Nerven, sondern es sitzt hier," er klopfte sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die Brust, „hier hat sich euer Leben in mir eingefressen."

Und er erzählte, wie im Auslande alles, bis auf die Menschen entwertet sei, während bei uns alles höher stände, wie der Mensch.

II.

In der zweiten Hälfte des Jahres wurde das Leben für Tschistiakow schwerer. Er wurde immer schwächer, die linke Seite tat ihm öfters weh, und während der Stunden wurde er leicht aufgeregt, seine Schüler aber waren stumpfsinnig, frech und faul. Bei den Studenten in Nummer vierundsechzig wurde es auch schlimmer. Dort passierte eine Geschichte, die bald von allen, nur nicht von Tschistiakow vergessen wurde, so hatte sie ihn ins Mark getroffen. Das geschah noch im November. Der Kraftmensch Tolkatschew hatte Wanjka Kostiurin einen Schlag ins Gesicht versetzt, weil er sich mit ihm über irgend etwas gezankt hatte. Es war spät am Abend, sie standen in Haufen auf dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hof, waren alle tüchtig betrunken und verstanden wohl kaum noch, was vorging.

„Wofür schlägst du mich?" schrie Kostiurin.

„Dafür!" sagte Tolkatschew und gab ihm noch einmal einen Schlag, sodaß Kostiurin zusammenknickte, kaum auf den Füßen stehen blieb und an den Zähnen blutete. Alle brummten, schrieen, keiner aber entschloß sich für ihn einzutreten, und nur Tschistiakow fiel mit einem hysterischen Aufschrei über den riesigen Tolkatschew her, versetzte ihm ungeschickt einen Schlag und verletzte sich dabei den Daumen. Dann fiel etwas Schweres, wie ein Pudgewicht, auf seinen Kopf nieder und er fiel hin. Als er aufstand, standen sie um ihn herum, sprangen auf Tolkatschew zu, schlugen ihn aber nicht, sondern schrieen nur. Doch wurde dieser ein wenig ängstlich, suchte sich zu rechtfertigen, wobei er die Schuld auf Kostiurin schob; dieser spuckte in den Schnee und sagte:

„Kinder, darf denn das sein!"

Und nach zehn Minuten waren sie miteinander versöhnt. Sie hatten einander die Hände gegeben, sich geküßt, Tschistiakow aber schlug die Hände zusammen und weinte vor Schmerz, Jammer und Zorn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Herr Gott! Man schlägt ihn, und er küßt sich. Das ist ja eine Gemeinheit!"

„Was geht dich das an?" fragte ihn Tolkatschew über die Schulter hinweg. „Wenn du willst, fliegst du gleich übers Dach."

„Ausländer!" sagte Kostiurin verächtlich, und mit Johlen und Lachen zogen alle zum Tor hinaus, Tschistiakow aber auf sein Zimmer, legte sich hin und weinte lange im Dunkeln. Wie eine Wolke standen die Gewalt, die Ungerechtigkeit über ihm, wie ein fernes unzugängliches Paradies erschienen ihm jene fremden, lichten Länder. „Wenn ich wenigstens dort sterben könnte!" dachte er mit tödlicher Sehnsucht.

Am anderen Tage schämte sich Kostiurin und kam das erste Mal während ihrer Bekanntschaft aufs Zimmer zu Tschistiakow, lange und verlegen schaute er sich um und lobte das Zimmer.

„Wie merkwürdig ist es bei dir hier! Wie bei einer Nonne!" sagte er und weinte auf einmal. Große, helle Tränen fielen an seinem Schnurrbart herunter und tropften auf das rote Tuch des schmutzigen Tisches. Nach einer Woche aber war alles vergessen, Tolkatschew produzierte zum Entzücken aller wieder seine Muskelkraft, Tschistiakow

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber konnte seinen starken roten Hals und die mächtige Faust nicht ohne Schrecken mit ansehen, er fühlte sich in seiner Gegenwart so wehrlos und schwach, wie ein Hühnchen dem Habicht gegenüber. Die grobe und stumpfe Gewalt stand grausam vor ihm und es gab keinen Schutz dagegen. Und doch unterließ er, Tolkatschew die Hand zu reichen, dieser aber nahm es mit Verachtung auf, lachte aufrichtig darüber und redete ihn öfter an:

„Na, Ausländer! Bringt dich der Teufel bald ins Ausland? Mach nur schneller, sonst mach' ich dir noch mal deine Rippen klein."

Tschistiakow wurde schrecklich zu Mute, er schwieg und dachte: „Er versteht gar nicht, daß es unanständig ist jemand anzureden, der ihm die Hand nicht reicht." Tolkatschew aber lachte:

„Hab' keine Angst, ich mache ja nur Spaß. Wozu brauch' ich dich, alter Hund."

Erleichtert atmeten alle auf, da sie Angst gehabt hatten, daß Tolkatschew ihm eins versetzen würde, sie baten Tschistiakow auch manchmal sich mit ihm zu versöhnen.

„Er ist ja ein guter Kerl!" sagten sie nicht ganz aufrichtig, da sie über Tolkatschew auch hinter dem Rücken nicht die Wahrheit zu sagen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wagten, ja sie nicht einmal zu denken wagten. Und nur Karujew billigte Tschistiakows Verfahren, und ging fast nie mehr nach Numero vierundsechzig hin.

Zweihundertneunzig Rubel waren schon da und Tschistiakow konnte hoffen, daß er bis zum Frühling, ungefähr im April, vierhundert zusammen haben würde. Er hätte mehr gehabt, doch bei dem Stundengelde hatte man ihm einmal zehn Rubel weniger gegeben, obgleich man versprochen hatte, mehr zu zahlen, außerdem hatte er Raiko fünfzehn Rubel gegeben, der beinahe nichts von zu Hause bekam und vom Gelde der Kollegen lebte; seine Wohnung bezahlte Wanjka Kostiurin für ihn. Als Tschistaikow Geld in der Tasche hatte, wurde sein Wesen ruhiger und sicherer. Ganze Abende hindurch saß er in seinem Zimmer, träumte davon, wie gut er im Auslande leben würde, und packte schon einige Kleinigkeiten ein. Und wenn er packte, dann wurde sein Herz von einer leisen, durchsichtigen und wie Quellwasser reinen Sehnsucht erfüllt — nach etwas Fernen, Unbekanntem und Lieben, es schien ihm immer, als ob er etwas sehr Teueres und Wichtiges mitzunehmen vergäße, ohne das ihm viele Unannehmlichkeiten bevorstehen würden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Kollegen gegenüber verhielt er sich gutmütiger, war auch nicht mehr ärgerlich auf sie, sie taten ihm nur noch leid. Es tat ihm leid, daß sie mit dem schrecklichen Tolkatschew zurückblieben; daß sie so tranken, daß ihr Leben ein ebenso düsteres und trauriges sein würde, wie das von anderen, und daß ihnen nichts von jenem Guten gelingen würde, wonach sie öfters strebten. Ein merkwürdiges, unordentliches Leben wird sie verschlingen, wie es tausend andere schon verschlungen hat, und ihre Versuche, ihr Leben besser zu gestalten, werden vergebens sein.

Und besonders tat ihm der energische, mutige Karujew leid, der mit den Kopf gegen die Wand rannte, und dessen Wesen in letzter Zeit sehr finster und ungleichmäßig geworden war.

„Reisen Sie mit!" drang Tschistiakow in ihn.

„Wohin?" Karujew verstand ihn nicht.

„Ins Ausland!"

Karujew antwortete gereizt.

„Und ich dachte!" dann brach er ab und fügte höflich hinzu, „gewiß, reisen Sie nur. Was wollen Sie denn hier machen? Bringen Sie dort Ihre Nerven in Ordnung."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich will den Sommer in der Schweiz zubringen."

„Ja, ja! Das ist am besten," bestätigte Karujew und verabschiedete sich höflich, wie man es mit einem wenig bekannten Menschen tut, von Tschistiakow. Er verreiste auch auf kurze Zeit.

Mitte März feierte einer der Wirte von Numero vierundsechzig, Panow, seinen Geburtstag und lud Tschistiakow ein. Man fuhr schon wieder mit Wagen, und als Tschistiakow aus der letzten Stunde herauskam, strömte ihm wohlige Frische und erste Frühlingswärme entgegen: „Bald!" dachte er und sein Herz hüpfte wie ein Vogel, und in seiner Seele erhob sich doch etwas Trauriges und Schmerzhaftes, wie bei allen, die auf lange, für immer verreisen, tauchte es auch wieder in den großen Wellen der Freude und des Triumphes unter. Ein schwarzer nächtlicher Himmel lag über der Stadt, riesige, weiße Wolkenmassen durchzogen ihn wie gygantische weiße Vögel. Sie zogen nach einer Richtung, und in ihrem schnellen und schweigenden Flug lag der gewaltige Aufruf zu einem ebenso freien und glücklichen Flug.

„Bald! Bald!" dachte Tschistiakow.

Es waren alle bereits da, als er in Numero

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vierundsechzig eintrat; man hatte schon Schnaps und Tee getrunken und war im Begriff zu singen. Tschistiakow setzte sich in eine Ecke, auf einen Haufen von Mänteln und mit wohlwollendem Schmerz sah er sich die Versammelten an; nach einem Monat verließ er sie — für immer. Man sang im Chor zwei Studentenlieder, drei zeichneten sich besonders aus: eine Schülerin des Konservatoriums, die einen guten Sopran hatte, das Geburtstagskind selbst, das einen starken schönen Baß sang und noch ein blonder Student, ein Tenor. Tschistiakow fuhr es durch alle Glieder, so wunderbar schön war das Lied:

„Gute Nacht all ihr Müden . . ."

Von feierlicher Ruhe, großer Trauer und Liebe waren die großartigen, mächtig verhallten Töne durchzogen: ein Großer und etwas Großes und Unsichtbares, wie die Nacht selbst, ein Allsehender und deshalb Erbarmungsvoller und etwas grenzenlos Trauriges hüllte leise die Erde in ein weiches Gewand, und eine mächtige und verhaltene Stimme mußte an ihre äußersten Grenzen dringen. „Großer Gott, das sind wir ja, sind wir ja!" dachte Tschistiakow und ging ganz in dem Gesange auf.

„Gu—te Na—cht all ihr Mü—den . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und mit derselben mächtigen Sehnsucht und Ruhe tönte im Raume der dunkle, mutige Baß.

„Die nie die Ruhe ihr geka—nnt . . ."

Etwas Glänzendes und Kostbares, wie Tränen, fiel vom hohen Himmel herunter und erleuchtete das Dunkel des weiten, vollen Basses und verschmolz in einem zarten, heißen Stöhnen mit dem Schluchzen der Erde.

„Die ihr durch Müh' den Schlaf erworben?"

„Mein Gott, mein Gott! Das singt sie ja!" dachte Tschistiakow und sah in das bleiche Antlitz des Mädchens. „O, Teure, das sind wir, sind wir ja!"

Und alle drei sangen zugleich, wobei die Stimme des einen die des anderen durchzog, sie verschmolzen zu einer mächtigen, sehnsuchtsvollen Harmonie und wiederholten:

„Die ihr durch Müh' den Schlaf erworben!"

Dann sang man andere traurige Lieder, Tschistiakow hörte sie aber nicht, und alles in ihm bebte vor grenzenlosem Mitleid mit sich selbst, der den ganzen Tag ununterbrochen arbeitete, mit jenem Unpersönlichen, Großen, der der Ruhe und Liebe bedurfte.

Das lustige und lärmende Gespräch um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Raiko Wukitsch herum brachte ihn zu sich. Man neckte ihn wieder, er schwieg, aber gegen seine Gewohnheit, nur seine wie der Stachel einer Wespe scharfen kleinen Äuglein wanderten von einem zum anderen, und sein borstiges und gespaltenes Kinn bewegte sich.

„Hör mal, Raiko," fragte Wanjka Kostiurin, „habt Ihr dort alle solche Habichtsnasen wie du?"

Raiko antwortete langsam:

„Diese Tage haben sie auf der Grenze einem Serben, Bojowitsch, die Gurgel durchgeschnitten. Die Türken haben das gethan."

Alle sahen den umgebrachten Serben, einen gewissen Bojowitsch, mit leichenhaft gelber Habichtsnase und einer schwarzen Wunde im Hals vor sich. Es war unangenehm, und mit erkünsteltem Lachen sagte Kostiurin.

„Auch eine wichtige Sache! Sind noch genug davon übrig geblieben."

Raiko schnellte in die Höhe, wurde blaß und die Borsten auf seinem gespaltenen Kinn zitterten, und als er anfing zu sprechen, hatte seine Stimme einen metallischen und scharfen Klang.

„Du bist ein Betrüger. Weshalb tanzt du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den „Russischen". Du hast kein Vaterland, kein Haus. Du bist ein Schwein."

Die Antwort darauf gab aber Tschistiakow, als ob der Vorwurf ihm gegolten hätte. Dumpf und ruhig sagte er:

„Und du, Raiko, du liebst Serbien?"

„Gewiß liebe ich es."

Alle schwiegen — und Raiko griff das runde Tischmesser, schwenkte es in der Luft und schrie wild:

„Ich bring' euch um! Oh, wie wütend bin ich! Wie schmerzt mir mein Herz! Oh, wie schmerzt es! . . ."

Mit aller Gewalt schleuderte er das Messer gegen die Wand, mit einem grellen Klang prallte es zurück. Ohne sich umzusehen ging Raiko hinaus.

Nach einer halben Stunde folgte ihm Tschistiakow; der nußgroße Raiko, der sein kleines, tödlich beleidigtes Vaterland so heiß liebte, tat ihm leid; als er durch den langen, halb dunkeln Korridor und an den gleichen einander ähnlichen Türen herumtappte, drangen an sein Ohr Laute, die wie ein Winseln oder wie Hilferufe klangen. An einer Tür stand mit Kreide die Aufschrift „Raiko

Wukitsch," und von dort kamen diese merkwürdigen und jetzt auch lauten Töne. Thistiakow klopfte, bekam aber keine Antwort, er trat hinein und nur schwer unterschied er auf dem hellen Grunde des Fensters die kleine und scharfe Figur Raikos: er saß im Dunkeln auf dem Fensterbrett und sang mit ungewöhnlich hoher Kehlenstimme.

„Raiko!" rief Tschistiakow leise.

Raiko hörte aber nicht. Er hatte die Tür nicht aufgehen, weder die Stimme noch die Schritte von Tschistiakow gehört. Er sah nach der hohen Ziegelwand mit dem schwarzen Rußstreifen hinauf und sang. Er sang von der fernen Heimat, von ihren dumpfen Schmerzen, von den Tränen verwaister Mütter und Weiber; er flehte zur fernen Heimat ihn, den kleinen Raiko zu sich zu nehmen und bei sich begraben zu lassen und ihm das Glück zu vergönnen, vor seinem Tode jenen Boden, auf dem er geboren war, küssen zu dürfen; er sang von der grausamen Rache gegen die Feinde; von der Liebe und dem Mitleid für die besiegten Brüder, von dem Serben Bojowitsch, der eine schwarze Wunde im Halse trägt, dann sang er, wie ihm, dem kleinen Raiko, das Herz weh tut, weil er von seiner Mutter, der unglücklichen, leidenden Heimat getrennt ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tschistiakow konnte die Worte nicht verstehen, aber hörte die Töne, die wild, grob elementar, wie das Stöhnen der Erde selbst, waren, die eher dem Winseln eines verschlagenen armen Hundes glichen, als einem menschlichen Liede — grenzenlose Sehnsucht und glühender Haß sprach aus ihnen, es bedurfte keiner Worte, um das blutende Herz des Sängers sehen zu lassen.

„Raiko!" sagte er. „Du warst lange nicht in der Heimat, fahre hin, ich werde dir Geld geben. Ich habe übriges."

„Dort ist ein Haus," sagte Raiko nachdenklich.

„Was für ein Haus?"

„Dort steht so ein Haus. Weißt du denn nicht, wie ein Haus aussieht? Ein gewöhnliches Haus."

„Nimm das Geld, Raiko."

„Stör' mich nicht," sagte Raiko. „Störe mich, bitte, nicht. Geh' zu deinen Leuten, ich werde allein bleiben. Mein Herz schmerzt mich sehr."

Aber Tschistiakow ging nicht zu den Seinen; er ging auf sein Zimmer, setzte sich im Dunkeln auf ein Fensterbrett wie Raiko und sah in den Himmel hinein, an dem er etwas Gutes las. Die gigantischen weißen Vögel zogen noch immer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geheimnisvoll und schweigend dahin, inzwischen blickte der weite Himmel schwarz hindurch, aber dieser glückliche Flug war jetzt fremd und kalt und sagte dem in Gedanken versunkenen Menschen nichts.

„Ja, ich werde auch mitfliegen!" dachte Tschistiakow indem er in sich das frühere Gefühl der Freiheit und Leichtigkeit wieder wachzurufen, suchte, aber ein anderes, gebieterisches stieg in seiner Brust auf und schlug in ihm hin und her wie ein Vogel im Käfig. Und er verstand, daß er leidenschaftlich singen wollte, wie Raiko, er wollte von der Heimat singen. Und er war froh, daß er es begriffen hatte, lächelte und fühlte deutlich die in seiner Brust eingeschlossenen Klänge des Flehens und die heißen klangvollen Tränen. Er öffnete den Mund, wurde aber verlegen, da jemand hinaufkommen und ihn beim Singen finden könnte, er schloß daher die Tür und drehte den Schlüssel zweimal herum. Und zum Fenster ging er auf den Fußspitzen zurück.

„Nun!" sagte er zu sich selbst und sang ohne Worte, und der elende tote Ton klang so dünn und so gewöhnlich und unentschlossen, daß Tschistiakow ein Grauen erfaßte. „Man muß mit Worten singen, es geht nicht ohne Worte," recht-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fertigte er sich hastig und begann nach ihnen zu suchen; und eine Menge Worte tauchten in seinem Gehirn auf, aber keins war unter ihnen, das aus der Liebe zur Heimat entsprang. Sein ganzes Gedächtnis, seine ganze Einbildungskraft strengte er an, er suchte in der Vergangenheit, in den Büchern die er gelesen hatte, aber keins war darunter, mit dem sich der leidende Sohn an die Mutter-Heimat hätte wenden können. Er fühlte dieses Wort, er sah es beinahe und wußte, wodurch es sich von den anderen unterscheidet: alle anderen Worte sind arm, wie die Bettler und dieses ist mit Blut und Tränen begossen, ist heiß wie glühende Kohle und leuchtend wie himmlisches Feuer — und doch er konnte es nicht finden. Da fühlte er in sich eine solche Leere und Armut, wie der letzte Bettler, dessen Seele hart ist, wie die Gabe, die man ihm hinwirft.

„Mein Gott! Mein Gott!" flüsterte er voller Schrecken, „ja was ist denn das? Ich bin ja ein guter Mensch! Ich bin ja ein guter Mensch!"

Und er dachte, daß er das, was er suchte, eher finden würde, wenn er anfinge zu schreiben. Die Streichhölzer mit zitternden Händen ergreifend,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zündete er das Licht an, schleuderte das deutsche Lehrbuch vom Tisch und vertiefte sich über ein weißes Blatt Papier in Gedanken. Und unentschlossen malte seine Hand hin:

„Die Heimat!"

Die Hand hielt inne und wiederholte sicherer:

„Die Heimat!"

Und hastig schloß er mit großen Buchstaben:

„Verzeihe mir."

Tschistiakow sah das, was er niedergeschrieben hatte, an, sein Antlitz fiel auf das Papier nieder, er schluchzte vor Mitleid mit sich, mit der Heimat, mit all den sich Mühenden, die keine Ruhe kannten, und erschrak davor, daß er auf lange, für immer, wegfahren, daß er dort, in fernen Ländern, sterben konnte und mit dem sterbenden Ohr die fremde, fremde Sprache auffangen wollte. Und er begriff, daß er nicht ohne die Heimat leben könne, daß er nicht glücklich sein könne, so lange sie unglücklich war, und in diesem neuen Gefühl lag eine gewaltige Freude, ein gewaltiger, elementarer Schmerz. Sie sprengte die Ketten, in denen seine Seele geschmachtet hatte; sie verschmolz seine Seele mit der des unbekannten, vielköpfigen, leidenden Bruders — und tausende feurige Herzen schienen

sich in seiner kranken, gequälten Brust zu wiegen. Und mit heißen Tränen sagte er:

„Heimat, nimm mich hin!"

Und unten sang Raiko wieder, und frei und wild, mutig und zornig klangen die sehnsüchtigen Klänge seines Liedes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In dunkle Ferne.

Er lebte schon seit vier Wochen im Hause — und seit vier Wochen herrschte Angst und Unruhe darin. Alle suchten zu sprechen und zu handeln, wie sie es immer taten und bemerkten nicht, daß ihre Sprache dumpfer klang, daß ihre Augen verlegen und unruhig umherirrten und sich oft nach der Richtung eines Zimmers umschauten. An dem ihr entgegengesetzten Ende des Hauses traten sie unnatürlich laut auf, lachten ebenso unnatürlich laut, wenn sie aber zufällig an der weißen Türe vorbeikamen, die den ganzen Tag geschlossen blieb und hinter der es so dumpf klang, als ob dort nichts Lebendiges wäre, verlangsamten sie die Schritte und ihr ganzer Körper neigte sich zur Seite, als ob sie einen Schlag erwarteten. Und obgleich die Vorübergehenden mit dem Fuß fest auf den Boden auftraten, war ihr Schritt

doch leichter und lautloser, als wenn sie auf den Fußspitzen gingen. Und niemand nannte ihn beim Namen, sondern einfach „er", da aber alle jeden Augenblick an ihn dachten, so gab diese Bezeichnung eine viel klarere Vorstellung von ihm, als es der volle Name getan hätte, und man wußte immer, wer damit gemeint war. Es schien als ob es unehrerbietig und familiär gewesen wäre ihn so wie die anderen zu nennen; das Wort „er" gab genau und scharf der Angst Ausdruck, die seine große finstere Gestalt einflößte. Und nur die alte Großmutter, die oben wohnte, nannte ihn Kolia; aber auch sie empfand die gezwungene Stimmung und die Erwartung eines Unheils, das über dem ganzen Hause lag. Sie fragte einmal das Stubenmädchen Katia, weshalb das Fräulein heute nicht Klavier spiele, Katia sah sie verwundert an, antwortete nicht und schüttelte beim Hinausgehen den Kopf, als ob sie die Frage nicht verstünde.

Er war um die Mittagsstunde an einem düstern Novembertage angekommen, alle im Hause saßen beim Tee, außer Petia, der in das Gymnasium gegangen war. Draußen war es kalt, die tief herabhängenden Wolken sandten Regen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tropfen nieder, daß es in dem hohen Zimmer trotz der großen Fenster sehr dunkel war. Es hatte so stark geklingelt, daß Alexander Antonowitsch dabei aufschrak, er hatte geglaubt, daß irgend ein wichtiger Besuch gekommen war. Er ging demselben langsam entgegen, während sich sein volles und ernstes Gesicht mit einem freundlich einladenden Lächeln bedeckte. Dies Lächeln aber verschwand schnell, als er in dem Halbdunkel des Korridors einen armen und schmutzig angekleideten Menschen bemerkte, dem das Stubenmädchen verlegen gegenüberstand, nicht recht wissend, ob sie ihn eintreten lassen solle. Er mußte vom Bahnhof zu Fuß gegangen sein, denn sein kurzer abgenutzter Mantel war naß und seine Hosen waren unten mit Schmutz bespritzt. Seine Stimme war heiser und rauh, entweder durch Erkältung, oder infolge des langen Aufenthaltes in dem Eisenbahnwagen.

„Weshalb schweigen Sie? Ich frage Sie, ob Alexander Antonowitsch Bassukow zu Hause ist?" wiederholte der Ankömmling.

Alexander Antonowitsch selbst antwortete darauf. Ohne in den Korridor einzutreten, sah er sich den Menschen, den er für einen

der zahllosen Bettler hielt, halbwegs an und sagte streng:

„Was wollen Sie hier?"

„Hast mich nicht erkannt, Vater?" sagte der Ankömmling etwas spöttisch, seine Stimme zitterte ein wenig. „Ich bin ja Nicolai, Alexandritsch mit dem Vaternamen.

„Welcher ... Nicolai?" Alexander Antonowitsch trat einen Schritt zurück.

Aber während er fragte, wußte er schon, welcher Nicolai vor ihm stand. Der wichtige Ausdruck von seinem Gesicht war verschwunden und überzog sich mit einer Blässe, die dem Tode glich, er hob die Hände zur Brust, der plötzlich jeder Atem fehlte. Hastig umschlangen beide Arme Nicolai, und der graue wohlgepflegte Bart berührte das schwarze, nasse Bärtchen. Die alten Lippen, die sich das Küssen abgewöhnt hatten, suchten nach den jungen, frischen und saugten sich mit einer unersättlichen Leidenschaft an dieselben fest.

„Warte, Vater, laß mich erst ablegen," sagte Nicolai sanft.

„Hast du verziehen? Verziehen?" sagte Alexander Antonowitsch, am ganzen Leibe zitternd.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ach, was für Unsinn!" sagte Nicolai streng und ernst. „Wie kann da die Rede von Verzeihung sein?"

Als sie in das Eßzimmer eintraten, schämte sich Alexander Antonowitsch, daß er sich von seinem guten Herzen so hatte hinreißen lassen. Aber die Freude über das Wiedersehen, die zwar verbittert war, kochte im Innern und suchte nach einem Ausgang, und der Anblick des Sohnes, der sieben Jahre verschollen war, machte seinen Gang elastisch und jung, seine Bewegungen hastig und unstet. Und er lachte aus vollem Herzen, als Nicolai vor der Schwester stehen blieb und sich, die verfrorenen Hände reibend, sagte:

„Und dieses Fräulein — ist wohl das Schwesterchen?"

Ninotschka, ein siebzehnjähriges, blasses, junges Mädchen stand verlegen an ihrem Platz, bewegte die Finger hin und her und sah den Bruder mit ihren großen, erschreckten Augen an. Sie hatte erraten, daß er Nicolai sei, an den sie sich mehr als der Vater erinnerte, und jetzt wußte sie nicht, was sie tun sollte. Und als sie Nicolai, statt ihr einen Kuß zu geben fest die Hand drückte, ant-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wortete sie ebenfalls mit einem festen Händedruck und hätte beinahe einen Knix, wie eine Schülerin des Instituts, gemacht.

„Und das ist der Herr Student, Andrecy Egoritsch, der Repetitor von Petka," stellte Alexander Antonowitsch vor.

„Petka" fragte Nicolai erstaunt, „lernt schon? Das ist ja großartig!"

Dann wurde er mit einer Dame mit spitzem Gesicht bekannt gemacht. Sie schenkte Tee ein und wurde einfach Anna Iwanowna genannt. Dann betrachteten sie ihn alle neugierig, während er um festzustellen, ob hier noch alles wie vor zehn Jahren war, das Zimmer ansah. Es lag etwas Sonderbares in ihm, etwas, das sich nicht ausdrücken ließ. Seine große Gestalt, die stolze Bewegung des Kopfes und der durchdringende Blick aus den schwarzen Augen, all das erinnerte an einen jungen Adler. Seine Haare waren völlig zerzaust; all seine sicheren, leichten und lautlosen Bewegungen atmeten die vornehme Haltung eines seine Krallen ausstreckenden Raubtiers, und ohne Schwanken ergriffen seine Hände und fanden, was sie brauchten. Als ob er das Peinliche seiner Lage nicht bemerkte, sah er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jedem tief und ruhig in die Augen; aber selbst, wenn sein Blick liebevoll war, fühlte man darin etwas Verstecktes und Gefährliches, wie man es immer in den Augen des gutmütig aussehenden Raubtiers sieht. Seine Sprache war einfach und herrisch, er schien offenbar über seine Worte nicht nachzudenken, als wären es nicht fehlerhafte, unwillkürlich irrende Menschenlaute gewesen, sondern als ob der Gedanke daraus direkt hervorblitzte.

Wenn das aber ein Adler war, so hatten seine Federn in einem Kampfe, aus dem er wohl kaum als Sieger hervorgegangen war, tüchtig Schaden gelitten. Davon zeugte das Kleid, das schmutzig war und Spuren des Übernachtens aufwies; und in diesem Kleide lag etwas Gieriges, Unruhiges, was gut gekleidete Menschen ein unbestimmtes Gefühl der Angst empfinden ließ; hin und wieder schien den stattlichen, starken Körper ein Zittern sonderbarer Angst zu durchschauern; dann schien der ganze Körper kleiner zu werden, die Haare auf dem Hinterkopf standen hoch, wie bei einem stachelichen Tier; ängstlich und unruhig ließ er seine Augen über alle Anwesenden schweifen. Er trank und aß gierig wie ein Mensch, der lange

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hungern mußte oder eine ganze Zeit hindurch sich nicht ganz satt gegessen hatte und deshalb jeden Augenblick bereit ist, alles, was auf den Tisch aufgetragen wird, zu essen. Und als er fertig war, sagte er:

„Das ist gut!" und strich sich ein wenig spöttisch über den Leib. Er schlug die Zigarre des Vaters aus, nahm vom Studenten eine Zigarette — er selbst hatte keine — und sagte kurz:

„Erzählt!"

Ninotschka erzählte als erste, wie sie eben das Institut verlassen, und wie sie dort gelebt hatte. Erst war sie zaghaft; da sie aber etwas, was sie schon öfter erzählte, wiederholte, so erinnerte sie sich leicht aller passenden Ausdrücke und war mit sich selbst sehr zufrieden. Nicolai hörte nur halb zu; lächelte oft nicht an den Stellen, wo sie sich gelungen ausdrückte; die ganze Zeit ließ er seine Augen durch das Zimmer schweifen und hin und wieder unterbrach er sie durch zur Sache nicht gehörige Fragen.

„Was hast du für das Bild gegeben?" fragte er den schweigenden, auch etwas spöttisch lächelnden Vater.

„Ich kann mich darauf nicht besinnen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Zweitausend," sagte Anna Iwanowna, welche bisher geschwiegen hatte, mit einem Tone, der die Achtung dem Gelde gegenüber ausdrückte, und sah ängstlich zu Alexander Antonowitsch herüber.

Beide, der Vater und Nicolai, lächelten, und in diesem Lächeln lag etwas Feindliches. Alexander Antonowitsch hatte sich wieder auf sich selbst besonnen und eine ernste Miene angenommen.

„Wie geht das Geschäft?" frug Nicolai den Vater ebenso kurz.

„Es macht sich. Es geht."

„Sie haben in der Italienischen Straße ein neues Haus gekauft. Ein dreistöckiges? Haben auch noch eine Fabrik gekauft," sagte Anna Iwanowna beinahe flüsternd. Sie hatte vor Alexander Antonowitsch Angst, konnte sich aber nicht zurückhalten, da sie ihr kleines Sümmchen von 556 Rubeln, welches in der Sparkasse lag, immer mit dem Kapital von Bassukow verglich, welcher Häuser, Fabriken und Aktien besaß.

„Nun Ninotschka, erzähle weiter!" sagte Nicolai.

Ninotschka aber hatte die Sache schon längst über bekommen. Sie hatte wieder Stiche in der Seite, und mager, blaß und beinahe durchsichtig, aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonderbar schön und rührend saß sie wie eine Blume, die zu welken begann, da. Sie roch nach sonderbar leichtem Parfüm, die an den zur Neige gehenden Herbst und an ein schönes Sterben erinnerten. Aufmerksam beobachtete sie der schüchterne, pockenmarbige Student, er schien in demselben Maße zu erblassen, wie Ninotschkas Gesicht die Farbe entwichen war. Er war Mediziner und Ninotschka war außerdem seine erste Liebe.

Jetzt aber trat Phenogen Uwanowitsch, der alte Lakai, ein. Seine Fratze guckte hinter der Tür hervor, wie der aufgehende Mond, und war ebenso breit, rot und haarlos. Er hatte gebadet, darauf etwas getrunken und als er nach Haus kam, die Ankunft des jungen Herrn, mit dem er in früheren Zeiten Pferdchen gespielt hatte, vom Stubenmädchen erfahren. Ein wenig wankend, entweder infolge des Schnapses oder der Liebe, zog er sich seinen Frack an, parfümierte seine Glatze, wie es der Herr selbst tat, und ging wichtig und behäbig in das Eßzimmer. Hinter der Tür blieb er einen Augenblick stehen und mit feierlich aufgeblasenen Wangen, wie bei der Ankunft des Gouverneurs selbst, erschien er vor Nicolai.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Phenogeschka!" schrie Nicolai freudig, und seine Stimme klang wie die eines Kindes.

„Junger Herr!" quietschte Phenogen und flog auf Nicolai zu, dabei die Stühle umwerfend. Er wollte ihn auf die Schulter küssen, da aber Nicolai ihm statt dessen die Hand drückte, so erwiderte auch Phenogen es durch einen beinahe schmerzhaften Händedruck. Er erlaubte sich zu denken, daß er kein Diener sei, sondern ein Freund Nicolais, und sah gern, daß dies öffentlich anerkannt wurde.

„Und dazu noch betrunken!" sagte Nicolai, verwundert über das Beständige in den Gewohnheiten Phenogens, als er den Branntweingeruch spürte.

„So?" fragte Alexander Antonowitsch streng. Phenogen Iwanowitsch schüttelte verneinend das Haupt, trat wohlerzogen mit den Augen schielend, um die Tür zu finden, zurück, doch geriet er zuerst an die Wand und er tappte erst von dort zur Tür heraus. Das alles dauerte ziemlich lange. Im Vorzimmer blieb Phenogen Iwanowitsch stehen, sah sich zart die Hand an, welche ihm Nicolai gedrückt hatte und sie nach vorn ausgestreckt haltend, wie etwas ihm selbst völlig Fremdes, Seltenes und Kostbares, begab er sich ins Leute-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zimmer. Im allgemeinen hatte er große Achtung vor sich, aber jetzt war für ihn die rechte Hand der am meisten geachtete Teil seines Körpers.

An diesem Tage fuhr Alexander Antonowitsch nicht in das Verwaltungsbureau, trank während des Mittags viel Wein und kam in eine freudige, sanfte Stimmung. Er umfaßte Nicolai, führte ihn in die Bibliothek, zündete sich eine Zigarre an, und sich auf eine längere Aussprache einrichtend, sagte er gutmütig:

„Nun, jetzt erzähle einmal: wo warst du und was hast du getan?"

„Nein, Vater, bitte laß das Gespräch über meine Abenteuer."

„Ich habe bei dir eine Börse ausländischer Arbeit gesehen. Warst du im Auslande?"

„Ja," antwortete Nicolai kurz. „Doch genug davon, Vater."

Alexander Antonowitsch zog die Brauen zusammen und erhob sich vom Sofa. Er legte die Hände unter den Rock auf den Rücken, schritt einige Male durch das Zimmer und ohne den Sohn anzusehen fragte er:

„Du bist noch immer derselbe?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Wie du siehst. Und du Vater?"

„Wie du siehst. Geh, ich muß arbeiten."

Als Nicolai hinausgegangen war, schloß Alexander Antonowitsch die Tür hinter ihm, sah sich um, trat schweigend an den Kamin und schlug mit der Hand kräftig auf die weiße, glänzende Kachel. Dann wischte er die Hand, an der ein weißer Mörtelstreifen hängen geblieben war, mit dem Taschentuch ab und begann zu arbeiten . . und wieder erblaßte sein Gesicht so schrecklich, wie der Tod.

Niemand war bei der Begegnung zwischen Nicolai und der Großmutter dabei, er kam aber von ihr mürrisch und etwas gerührt heraus. Und einen Augenblick lang, als Nicolai hinter sich die weiße Tür seines Zimmers zuschlug, empfanden alle eine Erleichterung, aber von jenem Augenblick an hörte er auf Gast zu sein, und jene sonderbare Unruhe, die bald das ganze Haus erfüllte, trat ein. Es schien, als ob jemand, ein rätselhaft Gefährlicher, der noch fremder als der erste beste Mensch von der Straße und schrecklicher als der verkappteste Räuber war, das Haus betreten hätte. Nur Phenogen Iwanowitsch allein empfand es nicht, da er vor Freude noch einen getrunken hatte und jetzt auf dem Bett des Kochs schlief, wobei er vollständig das selbst-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gefällige Ansehen beibehielt und auch die rechte Hand etwas zurückgeworfen hatte.

Indessen erzählte im Empfangszimmer Ninotschka dem Studenten leise, was vor sieben Jahren passiert war. Damals wurde Nicolai mit einigen Kollegen für irgend eine Geschichte aus der technischen Hochschule entlassen und nur die Verbindungen des Vaters retteten ihn vor einer großen Strafe. Während einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Sohne hatte Alexander Antonowitsch ihm einen Schlag versetzt, Nicolai ging noch an demselben Tage aus dem Hause und war erst heute zurückgekommen. Und beide — die Erzählerin und der Zuhörer — schüttelten die Köpfe und sprachen leise, der Student nahm sogar zur Ermutigung Ninotschkas Hand in die seine und streichelte sie sanft.

II.

Nicolai störte niemand; sprach wenig, hörte die anderen nicht gerade ungern, aber mit einem gewissen hochmütigen Gleichmut an, als ob er im voraus wußte, was sie erzählen könnten. Inmitten der Erzählung ging er manchmal weg und sein Gesicht hatte die ganze Zeit den Ausdruck, als ob er etwas Fernes, Wich-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tiges hörte, was aber nur er allein hören konnte. Er lachte keinen aus, machte niemandem einen Vorwurf, kam er aber aus der Bibliothek heraus, in der er den größten Teil des Tages zubrachte und irrte dann zerstreut im Hause, bei der Dienerschaft oder Schwester umher, ging er zum Studenten herein — so trug er durch das ganze Haus eine Kälte und zwang die Menschen von sich selbst so zu denken, als wenn sie etwas Schlechtes, Verwerfliches begangen hätten, und als ob man Gericht über sie halten und sie bestrafen würde. Jetzt war er sehr gut gekleidet, paßte aber in seinem vornehmen geschmackvollen Anzug nicht zu der reichen Pracht der Räume, sondern stand abseits da, wie etwas Fremdes und Feindliches. Und wenn alle diese kostbaren Gegenstände hätten fühlen oder reden können, so hätten sie gesagt, daß man vor Angst stürbe, wenn er einen von ihnen in die Hand nähme und mit sonderbarer Neugier betrachte. Er ließ nie etwas fallen, stellte jede Sache an ihren Platz, gerade so wie sie gestanden hatte, aber nur die Berührung durch seine Hand schien der Statuette all seine Kostbarkeit zu nehmen, und wenn er wegging stand sie unnütz da. Ihre von der Kunst ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaffene Seele zerfloß in seinen Händen, und es blieb nur ein Stück Bronze oder Ton zurück.

Einmal kam Nicolai zu Ninotschka während ihrer Zeichenstunde herein, sie kopierte gerade das Bild eines Bettlers, der um ein Almosen bat, sehr gut.

„Zeichne nur, Nina. Ich werde dich nicht stören," sagte er und setzte sich neben sie auf ein niedriges Sofa. Ninotschka lächelte verlegen, führte einige Augenblicke den Pinsel weiter, nahm aber dabei nicht die Farben, die sie brauchte. Dann hörte sie auf und sagte:

„Ich bin müde. Gefällt es dir?"

„Ja, es ist gut. Du spielst auch gut."

Dieses kalte Lob jagte der empfänglichen Ninotschka eine ordentliche Langeweile ein. Sie neigte den Kopf kritisch zur Seite, sah sich ihre Zeichnung an, seufzte und sagte:

„Armer Bettler. Er tut mir leid. Dir auch?"

„Ja, mir auch."

„Ich beteilige mich an zwei Gesellschaften für Arme, da gibt es furchtbar viel Arbeit," sagte sie eifrig.

Was macht ihr denn dort?" fragte Nicolai gleichgültig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ninotschka erzählte erst ausführlich, wurde dann kürzer und hörte schließlich ganz und gar auf. Nicolai schwieg und blätterte in dem Album, in dem Ninotschkas Bekannte Gedichte eingeschrieben hatten.

„Ich wollte Vorlesungen hören, Papa erlaubt es aber nicht," sagte Ninotschka plötzlich, sie suchte die Aufmerksamkeit des Bruders zu erwecken.

„Das ist eine gute Sache. Na und warum denn nicht?"

„Papa erlaubt es nicht. Ich setze es aber doch durch."

Nicolai ging weg, und in Ninotschkas Innern blieb etwas Leeres und Trauriges zurück. Sie warf das Bild zur Seite, sah traurig das Begonnene, das ihr wie eine ekelhafte unnütze Schmiererei vorkam, an. Da Ninotschka sich nicht zu beherrschen verstand, nahm sie einen Pinsel und schmierte das Bild kurz und quer mit blauer Farbe ein, so daß sie dem Betller dabei den halben Kopf wegriß. Sie hatte Nicolai am ersten Tage, als er ihr die Hand gedrückt hatte, lieb gewonnen, er hatte sie aber nicht ein einziges Mal geküßt. Hätte er ihr einen Kuß gegeben, so hätte ihm Ninotschka ihr ganzes junges, aber doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon gequältes Herz geöffnet, in dem, wie sie auch in ihr Tagebuch schrieb, bald lustige Vöglein sangen, bald schwarze Raben krächzten. Sie hätte ihm ihr Tagebuch auch gegeben, — und in diesem Tagebuch stand auf jeder Seite, wie unnütz und unglücklich sie war.

Er glaubte, sie sei mit ihrem Zeichnen, der Musik und den Wohltätigkeitsangelegenheiten zufrieden, er irrte sich aber; sie brauchte weder das Zeichnen, noch die Musik, noch die Wohltätigkeitsangelegenheiten.

Nicolai lachte nur, wenn er bei den Stunden, welche der Student Petka erteilte, zugegen war, und Petka haßte ihn wegen dieses Lachens. In seiner Gegenwart hob er die Kniee absichtlich noch mehr in die Höhe und zwinkerte verächtlich mit den Augen, obgleich er wußte, daß er das alles nicht tun soll, und dem Studenten schleuderte er allerhand Frechheiten an den Kopf. Dem pockennarbigen Repetitor schoß das Blut in den Kopf und sein Gesicht bedeckte sich mit Schweiß; er hätte beinahe geweint und beim Weggehen beklagte er sich, daß der Bengel gar nichts lernen wollte.

„Ich weiß nicht, was aus ihm werden wird," sagte der Student. „Das Stubenmädchen klagte

mir auch, daß er ihr allerhand ekelhaftes Zeug sagt."

„Er wird ein Lump werden," sagte Ninotschka, ohne offenbar über die von ihm vorausgesagte Zukunft des Bruders Kummer zu empfinden.

„Man quält sich, quält sich, ruiniert sich die Nerven, und was kommt dabei heraus!" weinte der Student; beinahe kam ihm dabei ein Gefühl von Erniedrigung und Scham, daß er am liebsten in den Erdboden gesunken wäre, oder den Schüler durchgeprügelt hätte.

„Lassen Sie ihn laufen!"

„Man muß doch aber leben!" schrie Alekseij Jegorowitsch voller Verzweiflung.

„Na, dann leben Sie von dem, was man Ihnen unter die Nase hält."

Aber trotz der Bemühungen des Studenten ließ sich Nicolai mit ihm in keine Diskussionen ein. Sowohl Ninotschka, wie auch Alekseij Jegorowitsch machten oft Versuche sich darüber klar zu werden, was der Bruder Nicolai eigentlich für ein Mensch sei, sie gelangten aber zu solchen Phantasiegebilden, daß sie selbst darüber lachten. Aber wenn sie auseinandergingen, wunderten sie sich über ihr Lachen, und die phantastischsten

Voraussetzungen kamen ihnen wahr vor, und mit Angst und leidenschaftlicher Neugier erwarteten sie beide am nächsten Tage das Erscheinen Nicolais, da sie glaubten, daß heute diese quälende Frage endlich ihre Lösung finden würde.

Besonders grell und unwahrscheinlich waren die Voraussetzungen, die im Dienstbotenzimmer gemacht wurden, an der Spitze aller Erzähler befand sich Phenogen Iwanowitsch. Wenn er ein wenig getrunken hatte, dann arbeitete seine Phantasie unaufhaltsam und brachte Bilder zu Tage, bei denen er selbst voll Schrecken und Zweifel halt machte.

„Er ist — ein Räuber!" sagte Phenogen Iwanowitsch eines Tages, und sein Gesicht wurde blaß vor Schrecken.

„Das wäre auch was, ein Räuber." Der Koch glaubte es nicht, sah sich aber doch nach der Tür um.

„Der nur die Reichen überfällt!" fügte Phenogen Iwanowitsch hinzu, er hatte früher mal von Nicolai selbst, als dieser noch ein Knabe war, von solchen Räubern gehört.

„Ja, wozu braucht er denn Räuber zu sein, wenn sein Vater bis über die Ohren im Geld

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steckt?" drückte der Kutscher seinen Zweifel aus, er war ein sehr kindlicher Mensch."

„Hat täglich das Einkommen von drei Fabriken, Häuser und Aktien," flüsterte Anna Iwanowna, sie hatte jetzt in der Kasse gerade 560 Rubel, denn dieser Tage hatte sie vier dahin getragen.

Die Voraussetzung von Phenogen Iwanowitsch war zerstört. Anna Iwanowna hatte alle Sachen von Nicolai durchsucht und nichts weiter als Wäsche gefunden. Eben der Umstand, daß sie nichts weiter als Wäsche gefunden hatte, jagte ihr noch größeren Schrecken ein. Hätte man bei Nicolai im Reisekoffer wirklich Gewehre, Schrot oder Messer gefunden, so wäre das nicht so schrecklich gewesen, als die Beschäftigung eines Menschen nicht zu kennen, der weder im Gesicht, noch in seinen Manieren irgend eine Ähnlichkeit mit den anderen Menschen hatte; er hört zu, spricht selbst nie und sieht alle wie ein Henker an. Die Unruhe wurde immer größer und ging in eine beinahe abergläubische Angst über, die wie eine Eiswelle durch das ganze Haus strömte.

Ein Gespräch zwischen Nicolai und dem Vater war belauscht worden, es hatte aber die Angst nicht verjagt, sondern die nebelige Atmosphäre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zweifel und Rätsel nur noch dichter gemacht.

„Du hast mal gesagt, daß du unser ganzes Leben haßt," fragte der Vater, wobei er jedes Wort betonte. „Haßt du es auch jetzt noch?"

Ebenso nachdrücklich und langsam klang auch die Antwort Nicolais darauf.

„Ja, ich hasse es von Grund auf. Ich hasse es und begreife es nicht.

„Hast du ein besseres gefunden?"

„Ja, ich habe es gefunden. Ich habe es gefunden," wiederholte Nicolai fest.

„Bleibe bei uns."

„Das ist undenkbar Vater. Und du weißt es."

„Nicolai!" schrie Alexander Antonowitsch zornig und nach einem Augenblick gespannten Schweigens antwortete Nicolai leise und ein wenig traurig:

„Du bist immer noch derselbe, Vater. Heftig und gut."

„Und ein trübes, freudloses Weihnachtsfest nahte dem reichen Hause. — Die Anwesenheit eines Menschen, dessen Gefühle und Gedanken ganz von denen seiner Umgebung abwichen, hing über allen wie eine finstere Wolke und raubte dem Fest nicht nur seine Freude, sondern seinen ganzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sinn. Nicolai selbst schien bemerkt zu haben, wie lästig er allen war, und kam beinahe nicht mehr aus seinem Zimmer heraus — aber so war er noch schrecklicher, als wenn man ihn sah.

Einige Tage vor Weihnachten bekamen Bassukows zufällig Besuch; Nicolai kam nicht heraus, wie er sich vor Fremden überhaupt nicht zeigte, er lag angekleidet auf seinem Bett und lauschte den Klängen der Musik. Durch die starke Wand hindurch klang sie melodisch und zart, wie ein fernes Singen reiner Stimmen, und es strömte so sanft in sein Ohr ein, als ob die Luft selber singe. Nicolai lauschte und vor ihm stieg die Zeit auf, als er noch klein war, seine Mutter lebte, sich bei ihnen Gäste versammelten, und er auch aus der Ferne lauschte, und träumte — nicht Phantasiegebilde, nein etwas anderes, und die Klänge verschmolzen zu etwas Leuchtendem, Schönem, das sich wie ein buntes singendes Band verschlang. Und dann verstand er, was dieses Leuchtende bedeuten sollte, er konnte es aber niemandem erklären, selbst sich nicht, er suchte nur nicht einzuschlafen und schlief doch ein. Mal schlief er so, von niemand bemerkt, im Vorzimmer auf den Pelzen ein, und er roch jetzt deutlich das mollige

kitzelnde Fell. Und wieder lief ein unerklärlicher Schauder, wie kalte Nadeln durch seine Glieder, — aber auch etwas Weiches und Warmes umstrahlte sein Antlitz und eine liebevolle zarte Hand schien seine struppigen Brauen glatt zu streichen. Sein Gesicht wurde bewegungslos, aber ruhig, sanft und ohne Bosheit, wie bei einem Toten. Man konnte nicht klar werden, ob er wach sei oder schlafe, lebendig oder tot, eins konnte man aber sagen: dieser Mensch ruht aus.

Heilig Abend kam heran. In der Dämmerung kam Phenogen Iwanowitsch zu Nicolai herein. Er war beinahe nüchtern, sah finster zur Seite und in seinen Augen schienen Spuren von Tränen zu sein.

„Kommen Sie zur Großmutter," sagte er noch in der Tür stehend.

„Was ist denn los?" fragte Nicolai erstaunt.

Phenogen seufzte und wiederholte:

„Kommen Sie zur Großmutter."

Nicolai ging herauf, und wie er die Schwelle betreten hatte, schlangen sich zwei zarte Kinderarme um seinen Hals; ein zartes Gesichtchen mit weit geöffneten, feuchten Augen, schmiegte sich an sein Gesicht, und eine schluchzende Stimme flüsterte:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Kolia, Kolia, wie quälst du uns! „Kolia, Kolia, teures Brüderchen, versöhne dich mit Papa. Und mit mir. Und bleib bei uns, Kolia, Kolia."

Und der kleine magere Körper zitterte in seinen Händen, und das kleine, für niemand nötige Herzchen wurde so riesengroß, daß die ganze leidende Welt darin Platz fand. Mürrisch sah sich Nicolai nach der Seite um. Vom Bette aus streckten sich die in ihrer Magerkeit und Blutleere schrecklichen Hände der Großmutter entgegen und eine Stimme, in der sich schon die Laute eines anderen Lebens vernehmen ließen, bat heiser und schluchzend.

„Kolia, Kolia!"

Und auf der Schwelle weinte Phenogen Iwanowitsch. Er hatte sein selbstbewußtes Aussehen verloren, schnaufte mit der Nase, bewegte den Mund und die Brauen, und weinte. Die Tränen strömten wie ein Fluß, als ob sie nicht wie bei allen Menschen aus den Augen kämen, sondern alle Poren des Körpers durchsickerten, an seinem Gesicht herunter.

„Mein Freund! Nicolenka!" flüsterte er wie im Gebet und streckte die Hände mit dem roten Tuch aus.

Hilflos lächelte Nicolai, er wußte nicht, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aus seinen jetzt erloschenen Adleraugen große Tränen heruntertropften. Und dann trat aus dem dunklen Winkel in das Licht der vom Alter zitternde Kopf seines Vaters hervor, dessen ganzes Leben er haßte und nicht verstand.

Jetzt hatte er aber verstanden.

Mit derselben Leidenschaft der Liebe, mit der auch sein Haß getränkt war, stürzte Nicolai auf den Vater zu und riß Ninotschka mit sich fort, und sie alle, die jetzt ein einziger weinender Knäuel waren und ihre erschütterten Herzen entblößt hatten — sie waren einen Augenblick lang ein einziges großes Wesen, mit einem einzigen Herzen und einer einzigen Seele.

„Er ist geblieben!" schrie die Alte mit heiserer triumphierender Stimme. — „Geblieben!"

„Mein Freund! Nikolenka!" flüsterte Phenogen Iwanowitsch wie im Gebet.

„Ja! Ja!" sagte Nikolai, er verstand nicht, wie und was er antwortete. „Ja! Ja!" wiederholte er, küßte die zitternde alte Hand, welche ihm, ohne zu reden, zart über den Kopf und das Gesicht strich.

„Ja! Ja!" wiederholte er noch immer, fühlte jedoch, wie sich in seinem Innern schon das schreck-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

liche und unerbittliche kurze „Nein!" vorbereitete.

Die Nacht brach schon herein und das ganze große Haus von den Räumen der Dienerschaft bis hinauf zu den Gemächern der Herrschaft war von hellen, glänzenden Lichtern durchstrahlt. Die Diener schwatzten lustig und lärmend und die kleinen, schwachen und unnötigen Nippes hatten keine Angst mehr. Stolz sahen sie von ihren Plätzen auf die lärmenden Menschen herunter und trugen ihre Schönheit furchtlos zur Schau, und alles in diesem Hause schien ihnen zu dienen und sich vor ihrer teuren Existenz zu neigen.

Alexander Antonowitsch, Ninotschka und sogar der Student saßen immer noch in dem Zimmer der Großmutter, bald sprachen sie von ihrem Glück, bald schwiegen sie und lauschten. Phenogen Iwanowitsch, der vor Freude eins getrunken hatte, ging auf den Hof um etwas seinen Kopf abzukühlen, und als er sich mit den Händen über die rote Glatze, auf der einzelne Schneeflocken wie auf einer heißen Platte zerschmolzen, strich, bemerkte er zu seinem Erstaunen Nicolai. Ein kleines Ränzchen in den Händen, kam Nicolai hinter der Ecke hervor, wo sich der hintere Aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gang befand, und war ebenso unangenehm überrascht, als er Phenogen Iwanowitsch bemerkte.

„Ah, Phenogenoschka," sagte er leise. „Nun begleite mich bis zum Tor."

„Freund," murmelte Phenogen Iwanowitsch verwirrt.

„Schweig. Wir sprechen dort darüber."

Auf der Straße war es jetzt ganz leer, ihre beiden Enden verloren sich in dem weißen Nebel, des langsam und lautlos fallenden Schnees. Nicolai blieb vor Phenogen Iwanowitsch stehen, sah ihn mit seinen großen, glänzenden Augen an, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte langsam, wie man ein Kind unterrichtet:

„Sage dem Vater, daß Nicolai Alexandrowitsch ihn grüßen und ihm sagen läßt, daß er weggegangen sei."

„Wohin?"

„Einfach weggegangen. Lebe wohl!" Nicolai klopfte dem Lakaien auf die Schulter und wollte gehen. Aber Phenogen Iwanowitsch wußte auch ohne Worte, wohin Nicolai ging, und packte ihn mit aller Kraft, die er nur hatte.

„Ich laß Sie nicht! Bei Gott, ich laß Sie nicht!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nicolai stieß ihn zurück und sah ihn erstaunt an. Aber Phenogen Iwanowitsch faltete die Hände wie zum Gebet und bat mit schluchzender Stimme:

„Nicolenka! Einziger Freund! Lassen Sie das sein, gehen Sie nicht. Na, was soll denn das. Geld ist da. Drei Fabriken. Häuser. Jeden Tag werden Aktien geschnitten," wiederholte er sinnlos die Worte der Haushälterin.

„Was sprichst du da für Unsinn?" sagte Nicolai mürrisch und schritt hastig vorwärts. Aber Phenogen Iwanowitsch in seinem feierlichen, neuen Frack, ganz gerührt und geknickt lief hinter ihm her, griff ihn an den Händen und flehte:

„Nun dann geh ich auch! Nehmen Sie mich mit. Bei Gott, Herzchen! Gehts zu den Räubern, dann meinetwegen zu den Räubern!" und verzweifelt schwenkte Phenogen Iwanowitsch den Arm und nahm von der Welt der ehrlichen Menschen Abschied.

Nicolai blieb stehen, sah den Diener schweigend an, und aus diesem Blick leuchtete etwas so Schreckliches, Halbwildes und Verzweifelndes, daß Phenogen Iwanowitschs Zunge verstummte und die Füße am Boden festklebten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die hohe Gestalt von Nicolai wurde immer grauer und kleiner — als ob sie im grauen Dunkel zerfloß. Noch einen Augenblick und er war in verhängnisvoller Ferne, aus der er unerwartet gekommen war, verschwunden. Und in dem leeren Raum war nichts Lebendiges mehr zu sehen und Phenogen Iwanowitsch stand noch immer da und sah vor sich hin. Der gestärkte Kragen von seinem Hemde war weich geworden und klebte ihm am Halse; die Schneeflocken tauten langsam auf der roten, kalt gewordenen Glatze und flossen zugleich mit den Tränen an dem breiten, rasierten Gesicht herunter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Walia.

Walia saß und las. Das Buch war ein sehr großes, nur um die Hälfte kleiner als Walia selbst, die Zeilen waren schwarz und groß gedruckt, die Bilder nahmen ganze Seiten ein. Um die oberste Reihe sehen zu können, mußte sich Walia beinahe über den ganzen Tisch ausstrecken, sich auf dem Stuhl auf die Kniee stellen und mit dem kurzen, vollen, kleinen Finger jeden Buchstaben festhalten, da sie alle einander sehr ähnlich sahen und es große Mühe machte, sie nachher herauszufinden. Infolge dieser Umstände, die die Verleger nicht vorausgesehen hatten, ging das Lesen sehr langsam vorwärts, trotzdem das Buch ungemein interessant war. Es handelte davon wie ein sehr starker Junge, Namens Bona, die anderen Jungen an Füßen und Händen packte und sie ihnen auf diese Weise abriß. Das

war schrecklich und doch zugleich drollig, und man hörte an dem Schnaufen Walias, mit welchem er seine Reise durch das Buch begleitete, Töne angenehmen Schreckens und der Erwartung heraus, daß es weiter noch interessanter kommen müsse. Walia wurde plötzlich beim Lesen aber gestört; die Mama und noch eine andere Frau traten ein.

„Hier ist er!" sagte die Mama, ihre Augen waren rot, sie schien eben geweint zu haben, da sie das weiße Spitzentuch in den Händen hin und her knillte.

„Mein lieber, kleiner Walia," rief die Frau, umschlang seinen Kopf, küßte ihm das Gesicht und die Augen, wobei sie ihn fest an seine mageren und harten Lippen preßte. Sie koste nicht so wie die Mama: die Küsse von Mama waren so weich, diese schien sich an einem festzusaugen. Er war unzufrieden, daß man ihn bei der interessanten Lektüre gestört hatte, diese unbekannte, große Frau, mit ihren knochigen Fingern, auf denen kein einziger Ring war, gefiel ihm ganz und gar nicht. Es roch auch so schlecht von ihr; so feucht und faul, Mama roch immer nach frischem Parfüm. Endlich ließ die Frau Walia in Ruhe, und während er sich die Lippen abwischte, betrachte sie ihn mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem hastigen Blick, der den Menschen gleichsam zu photographieren scheint. Sein kurzes Näschen, das aber schon den Ansatz zu einem kleinen Höcker aufwies, die dichten nicht kindlichen Brauen über den schwarzen Augen und das ganze ernste Aussehen des Knaben erinnerten sie an etwas, sie weinte. Und sie weinte nicht so wie die Mama: ihr Gesicht blieb unbeweglich, die Tränen liefen schnell eine nach der anderen herunter — kaum war eine heruntergerollt, da war auch schon die andere da. Sie hörte ebenso plötzlich auf zu weinen, wie sie angefangen hatte und fragte:

„Walitschka, kennst du mich nicht?"

„Nein."

„Ich bin ja bei dir gewesen. Ich kam ja zweimal zu dir. Erinnerst du dich nicht."

Vielleicht war sie auch wirklich gekommen, vielleicht auch zweimal — woher sollte das Walia aber wissen. Ja, ist denn das aber auch nicht ganz gleich, ob diese unbekannte Frau kam oder nicht? Sie störte einen doch nur durch ihre Fragen beim Lesen.

„Ich bin deine Mama, Walia!" sagte die Frau.

Walia sah sich erstaunt nach seiner Mama um, sie war aber nicht mehr im Zimmer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Kann es mehrere Mama's geben?" fragte er.

„Was sprichst du für Dummheiten!"

Die Frau lachte, Walia gefiel dies Lachen aber nicht: man sah, daß die Frau gar nicht lachen wollte, und daß sie es gezwungen tat. Einige Augenblicke schwiegen beide.

„Kannst du schon lesen! Du bist aber ein kluger Kerl." Walia schwieg.

„Was für ein Buch liest du denn."

„Von Bona, den Prinzensohn," sagte Walia mit ernster Würde und man sah, daß er dem großen Buche ein Gefühl der Achtung entgegenbrachte.

„Ach, das ist wahrscheinlich sehr interessant! Erzähle mir doch etwas daraus!" bat die Frau schmeichelnd.

Und wiederum lag etwas unnatürliches, falsches in dieser Stimme, sie suchte weich und mild, wie die Stimme der Mama zu sein, blieb aber stechend und scharf. Dieselbe Falschheit lag in den Bewegungen der Frau; sie bewegte sich auf dem Stuhl hin und her, streckte den Hals nach vorn aus, als ob sie sich anschickte, lange und aufmerksam zuzuhören; als Walia ungern zu erzählen begann, wurde sie ganz nachdenklich, ganz finster wie eine Laterne, der man ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deckelchen vorgeschoben hatte. Walia fühlte sich und Bona beleidigt, da er aber höflich sein wollte, erzählte er schnell den Schluß des Märchens und sagte:

„Jetzt ist's zu Ende."

„Nun, leb wohl, mein Herzchen, mein Teurer!" sagte die komische Frau und preßte die Lippen wieder an Walias Gesicht. — „Bald komme ich wieder. Wirst du dich freuen?"

„Ja, komm, bitte," bat Walia höflich und damit sie schneller fortginge, fügte er hinzu: „ich werde mich sehr freuen."

Die Besucherin ging weg, kaum hatte aber Walia im Buch das Wort gefunden, bei dem er stehen geblieben war, als die Mama hereinkam, ihn ansah und auch zu weinen anfing. Daß die Frau weinte, konnte man verstehen: es schmerzte sie gewiß, daß sie so unangenehm und langweilig war, — weshalb weinte aber denn die Mama?

„Höre mal," sagte Walia nachdenklich: „es war mir so langweilig mit dieser Frau! Sie sagt, daß sie meine Mama sei. Kann denn ein Junge zwei Mütter haben?"

„Nein, Kindchen, das passiert nicht. Sie sagt aber die Wahrheit: sie ist deine Mama."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wer bist du denn aber?"

„Ich bin deine Tante."

Das war eine unerwartete Entdeckung, Walia verhielt sich aber mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit dazu: Tante, meinetwegen Tante — ist denn das nicht ganz egal? Für ihn bedeutete ein Wort nicht soviel wie für Erwachsene. Die gewesene Mama verstand das aber nicht, und sie fing ihm an zu erklären, wie es gekommen, daß sie erst Mama war und jetzt Tante geworden ist. Vor langer, langer Zeit, als Walia noch ganz klein gewesen war! . . .

„Wie klein? So?" Walia hob die Hand ein wenig über den Tisch.

„Nein, kleiner."

„Wie die Mieze?" rief Walia freudig. Sein Mund öffnete sich zur Hälfte, er zog seine Brauen in die Höhe. Er meinte das weiße, kleine Kätzchen, das man ihm vor kurzem geschenkt hatte und das so klein war, daß es mit allen vier Pfötchen auf dem Untertäßchen Platz fand.

„Ja."

Walia lachte glücklich, nahm aber seine gewöhnliche, strenge Miene an und sagte mit der

Nachsicht eines erwachsenen Menschen, der an die Fehler der Jugend zurückdenkt!

„Wie drollig war ich damals."

Als er noch so klein und drollig wie die Mieze gewesen war, brachte ihn diese Frau und gab ihn wie das Kätzchen für immer weg. Und jetzt, da er so groß und klug ist, will sie ihn wieder zu sich nehmen.

„Willst du zu ihr?" fragte die gewesene Mama und wurde rot vor Freude, als Walia entschlossen und streng sagte:

„Nein. Sie gefällt mir nicht!" und er fing wieder zu lesen an.

Walia hielt die Sache für erledigt, irrte sich aber darin. Diese komische Frau mit dem leblosen Gesicht, das aussah, als ob man aus ihm das ganze Blut ausgesaugt hätte, von der man nicht wußte, woher sie gekommen und wohin sie ebenso spurlos verschwunden war, diese Frau hatte das stille Haus in Aufruhr gebracht und es mit dumpfer Unruhe erfüllt. Die Tante-Mama weinte immerzu und fragte Walia, ob er von ihr weggehen wolle; der Onkel-Papa brummte, strich sich über seine Glatze, so daß die weißen Härchen hoch standen, und, wenn die Mama nicht im Zimmer war, fragte er Walia

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auch, ob er zu jener Frau wollte. Eines Abends, als Walia schon im Bettchen lag, aber noch nicht schlief, sprachen die Tante und der Onkel über ihn und die Frau. Der Onkel sprach in ärgerlichem Baß, so daß die Kristallgehänge an der Krone unmerklich zitterten und in blauen und roten Farben spielten.

„Du sprichst Dummheiten, Nastasja Philippowna. Wir haben kein Recht, das Kind wegzugeben, um seiner selbst willen haben wir kein Recht dazu. Weiß ich doch noch nicht, von welchen Mitteln diese Person seit jener Zeit lebt, seitdem sie es verlassen hat . . . nun, ja, hol ihn der Teufel, du weißt ja, von wem ich spreche? Ich laß mir den Kopf abschlagen, daß das Kind bei ihr zu Grunde geht."

„Sie hat es lieb, Grischa."

„Lieben wir es denn nicht? Du redest merkwürdig, Nastasja Philippowna — gerade so, als ob du selbst das Kind loswerden wolltest . . .

„Wie, schämst du dich nicht?"

„Na, na, du bist schon wieder beleidigt. Denk mal über diese Frage kaltblütig nach. So ein Rabe, so eine Wetterfahne bringt Kinder zur Welt und überläßt sie euch mit leichtem Herzen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und dann heißt's: bitte, gebt mir mein Kind, da mir mein Liebhaber davongelaufen ist und ich mich langweile. Zu Konzerten und Theater habe ich kein Geld, also gebt mir ein Spielzeug her! Nein, meine Gnädige, darüber müssen wir noch ein Wort sprechen."

„Du, bist ihr gegenüber ungerecht, Grischa. Du weißt ja, wie krank und einsam sie ist."

„Du, Nastasja Philoppowna, kannst ja sogar einen Heiligen aus der Haut bringen, bei Gott! das Kind vergißt du ganz und gar? Dir ist es ganz gleich, ob man aus ihm einen anständigen Menschen oder einen Lumpen machen wird. Ich laß meinen Kopf dafür, daß man aus ihm einen Lumpen, einen Dieb macht und . . . einen Lumpen!"

„Grischa!"

„Bei Gott, bitte ich dich, bring mich nicht aus der Geduld. Und woher hast du nur diese teuflische Eigenschaft zu widersprechen? ‚Sie ist so schrecklich.' Sind wir denn nicht einsam? Du bist ein herzloses Weib, Nastasja Philippowna, mich hat der Teufel getrieben, dich zu heiraten! Du müßtest einen Henker zum Manne haben!"

Das gefühllose Weib fing an zu weinen, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Mann bat sie um Verzeihung und erklärte, daß sie die Worte eines so unverbesserlichen Esels, wie er, nicht beachten sollte.

Allmählich beruhigte sie sich und fragte:

„Und was sagt Talowsky?"

Grigorjy Aristarchowitsch wurde wieder aufgeregt.

„Und woher kommst du nur darauf, daß er ein kluger Mensch ist? Er sagt, es hänge alles davon ab, unter welchem Gesichtspunkt der Gerichtshof die Sache betrachten wird . . . Da hat er auch was Neues gesagt; das wissen wir auch ohne ihn, das alles davon abhängt, wie das Gericht die Sache ansieht. Natürlich, was geht es ihn an, — er hat ein bißchen gebellt und stellt sich dann in den Hintergrund. Nein, wenn ich da was mitzureden hätte, würde ich alle diese Plappermäuler . . ."

Jetzt schloß Nastasja Philippowna die Eßstubentür und Walia hörte den Schluß des Gesprächs nicht. Er lag aber lange mit offenen Augen und versuchte es zu verstehen, was das für eine Frau sei, die ihn zu sich nehmen und ihn verderben wollte.

Am nächsten Tage wartete er vom Morgen an darauf, wann ihn die Tante fragen würde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ob er zur Mama wollte; die Tante fragte aber nicht danach. Der Onkel fragte auch nicht. Statt dessen sahen sie Walia alle beide so an, als ob er sehr krank sei und bald sterben müsse, sie küßten ihn und brachten ihm große Bücher mit bunten Bildern. Die Frau kam nicht mehr; Walia schien es aber immer, daß sie ihm an der Tür auflauerte und ihn fangen und wegtragen würde, sobald er über die Schwelle träte, sie würde ihn in eine schwarze, weite Ferne wegtragen, in der feuerspeiende, schlechte Ungeheuer hausen.

Abends, wenn Grigorjy Aristarchowitsch im Kabinett arbeitete und Nastasja Philippowna etwas häkelte oder Patience legte, las Walia seine Bücher, in denen die Zeilen öfter und kleiner geworden waren. Im Zimmer war es still, nur die Seiten rauschten beim Umwenden, und hin und wieder hörte man den Onkel im Kabinet husten und mit dem Rechenbrett klappern. Die Lampe mit der blauen Kuppel warf ihren hellen Schein auf das bunte Tischtuch, aber die Ecken des hohen Zimmers waren von einem stillen, geheimnisvollen Dunkel erfüllt. Da standen große Blumentöpfe mit merkwürdigen Blättern und Wurzeln, die hervorkrochen und kämpfenden Schlangen ähnlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sahen, und es kam einem vor, als ob sich darunter etwas Großes, Finsteres rege.

Walia las. An seinen weit aufgerissenen Augen zogen schrecklich schöne und traurige Abbildungen vorbei, die in ihm Mitleid und Liebe, am meisten aber Angst erregten. Walia bedauerte die arme kleine Nixe, welche den schönen Prinzen so liebte, daß sie für ihn die Schwestern und den stillen, tiefen Ozean geopfert hatte; der Prinz aber wußte nichts von dieser Sache, denn das Nixchen war stumm, er heiratete eine lustige Prinzessin; es war ein Festag, auf dem Schiffe spielte Musik, die Fenster waren beleuchtet, da warf sich das Nixchen in die dunklen Wellen, um zu sterben. Armes, liebes Nixchen, sei still, wie traurig und sanft bist du! Öfter erschienen aber vor Walia schlechte, schreckliche Menschen — Ungeheuer. In dunkler Nacht sausten sie irgendwo auf ihren stechenden Flügeln dahin, die Luft pfiff über ihren Häuptern, ihre Augen glühten wie rote Kohlen. Dort umgaben sie auch solche Ungeheuer und hier geschah etwas Geheimnisvolles, Schreckliches. Man hörte ein scharfes, schneidendes Lachen; langes jammervolles Stöhnen; ein geschweifter Flug, wie der einer Fledermaus; ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merkwürdiger, wilder Tanz bei rotem Fackelschein; deren gekrümmte Feuerzungen sich in Rauchwolken hüllten; Menschenblut; Menschenblut und tote bleiche Köpfe mit schwarzen Bärten ... All das waren Erscheinungen einer rätselhaften wahnsinnig bösen Gewalt, die den Menschen verderben will, es waren geheimnisvolle Gespenster. Sie erfüllten die Luft, versteckten sich zwischen den Blumen, flüsterten etwas und zeigten mit knochigen Fingern auf Walia; sie sahen auf ihn, hinter der Tür des dunklen Zimmers lauernd, kicherten und warteten, bis er sich schlafen legen würde, um über seinem Haupte schweigend zu kreisen, sie sahen aus dem Garten durch die dunklen Fenster hinein, und klagten zusammen mit dem Wind.

Und all das Böse und Schreckliche nahm die Gestalt jener Frau an, die nach Walia gekommen war. Viele Menschen kamen in das Haus von Grigorjy Aristarchowitsch und verließen es wieder und Walia behielt ihre Gesichter nicht, dieses Gesicht hatte sich ihm aber fest eingeprägt. Es war so lang, mager, gelb wie bei einem Totenkopf, und lächelte schlau, mit einem erkünstelten Lächeln, welches zwei tiefe Runzeln an den Mundwinkeln einschnitt. Wenn diese Frau Walia wegnimmt, wird er sterben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Hör mal," sagte Walia einmal seiner Tante, und schob das Buch zur Seite. „Hör mal," wiederholte er mit der ihm gewohnten, ernsten Gründlichkeit und mit ernstem Blick, „ich werde dich Mama nennen und nicht Tante. Du sprichst Dummheiten, wenn du sagst, daß jene Frau — die Mama sei. Du bist die Mama, und nicht sie."

„Weshalb?" schrie Nastasja Philippowna freudig auf, wie ein Mädchen, dem man ein Lob erteilt hatte. Aber durch die Freude klang in ihrer Stimme Angst um Walia durch. Er war so sonderbar und ängstlich geworden; hatte Angst allein zu schlafen, wie früher; sprach nachts im Schlaf und weinte.

„So. Ich kann das nicht erzählen. Frage lieber bei Papa danach. Er ist auch Papa und nicht Onkel," antwortete der Knabe entschieden.

„Nein, Walitschka, das ist wahr! Sie ist deine Mama."

Walia dachte nach und antwortete im Ton von Grigorjy Aristärchowitsch.

„Ich wundere mich, woher du diese Fähigkeit zu widersprechen hast."

Nastasja Philippowna lachte; als sie sich aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu Bette legte, sprach sie lange mit ihrem Mann, der auf die Plappermäuler und Raben schimpfte, und dann mit seiner Frau hinging, um zu sehen, wie Walia schlief. Lange und schweigend betrachteten sie das Gesicht des schlafenden Knaben. Das Licht der Kerze schwankte in der zitternden Hand von Grigorjy Aristarchowitsch hin und her und gab dem Gesichte des Kindes den Ausdruck eines phantastischen, toten Mienenspiels, sein Gesichtchen war ebenso weiß wie die Kissen, auf denen es ruhte. Es schien, als ob die schwarzen Augen sie aus den Höhlen unter den Brauen streng und ernst ansahen, Antwort forderten und einen unbekannten Jammer ausdrückten, die Lippen krümmten sich zu einem sonderbaren, ironischen Lächeln. Auf diesen Kinderkopf schien sich das Bild jener bösen, geheimnisvollen Gespenster-Ungeheuer gesenkt zu haben, die schweigend über ihn schwirrten.

„Walia!" flüsterte Nastasja Philippowna erschreckt.

Der Knabe seufzte tief, regte sich aber nicht, war wie in einen tödlichen Schlaf versunken.

„Walia, Walia!" die tiefe und zitternde Stimme ihres Mannes schloß sich an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Walia öffnete die Augen, die von dichten Wimpern beschattet waren, zwinkerte vor dem Licht, blaß und erschreckt sprang er auf die Kniee; seine nackten, mageren Armchen schlangen sich wie eine Perlenschnur um den roten und vollen Hals von Nastasja Philippowna; er versteckte seinen Kopf an ihrer Brust, drückte fest die Augen zu, als ob er Angst hatte, daß sie sich gegen seinen Willen öffnen konnten und flüsterte:

„Ich habe Angst, Mama, ich habe Angst! Geh' nicht weg."

Das war eine schlimme Nacht. Als Walia einschlief, bekam Grigorjy Aristarchowitsch einen Asthmaanfall. Er verlor den Atem, und die starke, weiße Brust hob und senkte sich krampfhaft unter den Eisumschlägen. Erst gegen Morgen beruhigte er sich und die abgequälte Nastasja Philippowna schlief mit dem Gedanken ein, daß ihr Mann den Tod des Kindes nicht überleben würde.

Nach einem Familienrat, auf dem beschlossen wurde, daß Walia weniger lesen und mehr mit anderen Kindern zusammenkommen sollte, brachte man Knaben und Mädchen zu ihm. Walia konnte diese lärmenden, schreienden, unan-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ständigen Kinder von Anfang an nicht leiden. Sie brachen die Blumen ab, zerrissen die Bücher, sprangen über die Stühle und schlugen sich herum, wie Äffchen, die man aus dem Käfig herausgelassen hatte; und er sah sie ernst und nachdenklich mit Verwunderung an und sagte zu Nastasja Philippowna:

„Wie habe ich sie über! Ich werde lieber neben dir sitzen."

Abends las er dann wiederum, und wenn Grigorjy über das verteufelte Zeug, das die Kinder nicht zu sich kommen ließ, brummend, ihm das Buch wegzunehmen versuchte, dann zog es Walia schweigend aber entschlossen an sich heran. Der Pädagoge trat verlegen zurück und sagte seiner Frau ärgerlich und vorwurfsvoll:

„Das nennt man Erziehung! Nein, Nastasja Philippowna, ich sehe, daß es für dich Zeit ist, mit kleinen Katzen umzugehen und nicht Kinder zu erziehen. Hast den Knaben so verwöhnt, daß man ihm nicht einmal ein Buch wegnehmen kann. Das muß man sagen, bist eine gute Erzieherin."

Eines Morgens, als Walia mit Nastasja Philippowna beim Frühstück saß, stürzte Grigorjy

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aristarchowitsch ins Eßzimmer herein. Sein Hut saß ihm hinten im Genick, das Gesicht war mit Schweiß bedeckt; noch auf der Schwelle stehend rief er freudig:

„Das Gericht hat abgelehnt! Hat abgelehnt!"

Die Brillanten in den Ohren von Nastasja Philippowna funkelten auf und das Messer fiel klirrend auf den Teller.

„Sagst du die Wahrheit?" fragte sie außer Atem.

Grigorjy Aristarchowitsch machte ein ernstes Gesicht, damit man sehen sollte, daß er die Wahrheit sprach; er vergaß seine Absicht aber sogleich und sein Gesicht bedeckte sich mit einem ganzen Netz fröhlicher Runzeln, dann ertappte er sich wieder darauf, daß er nicht solide genug aussah, um solche große Neuigkeit mitzuteilen, deshalb zog er die Brauen zusammen, rückte einen Stuhl an den Tisch heran, legte den Hut darauf und nahm einen anderen Stuhl, als er bemerkte, daß dieser schon abgenutzt war. Nun sah er Nastasja Philippowna, dann Walia ernst an, zeigte auf seine Frau und erst nach dieser feierlichen Einleitung erklärte er:

„Ich habe immer gesagt, daß Talowsky ein

kluger Kerl ist, den man nicht über die Ohren hauen kann. Nein, Nastasja Philippowna, den kann man nicht über die Ohren hauen, man braucht es gar nicht erst zu versuchen."

„Es ist also Wahrheit?"

„Du mit deinen ewigen Zweifeln. Es steht fest, das Gesuch der Akimowa ist abzulehnen. Das ist gut," sagte er, zu Walia gewandt. „Und ihr sind die Gerichtskosten aufzuerlegen."

„Diese Frau wird mich nicht wegnehmen?"

„Nein, das gibt's nicht! Ach, ich habe ganz vergessen, ich habe die Bücher mitgebracht!"

Grigorjy Aristarchowitsch flog in den Korridor hinaus, ein Aufschrei von Nastasja Philippowna ließ ihn aber stehen bleiben: Walia hatte in einer Ohnmacht das bleiche Köpfchen auf die Stuhllehne fallen lassen.

Jetzt traten glückliche Tage ein. Es schien, als ob ein schwerer Kranker, der sich irgendwo im Hause befunden hatte, genesen war, alle atmeten leicht und frei auf. Walia ließ alle seine Beziehungen zu dem verteufelten Zeug fallen, und wenn die kleinen Äffchen zu ihm kamen, war er der Erfinderischste unter ihnen. Aber den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

phantastischsten Spielen brachte er den gewohnten Ernst und große Gründlichkeit entgegen, und wenn sie Indianer spielten, hielt er es für notwendig, sich ganz nackt auszuziehen und von Kopf bis Fuß mit Farbe anzustreichen. Da das Spiel einen rein sachlichen Charakter trug, hielt Grigorjy Aristarchowitsch es für angemessen, sich daran energisch zu beteiligen. Als Bär entfaltete er nur mittelmäßige Fähigkeiten, dafür hatte er aber sehr großen und wohlverdienten Erfolg als indischer Elefant. Und als Walia, schweigend und streng, auf den Schultern seines Vaters saß und mit dem kleinen Hammer auf seine rosa Glatze klopfte, da erinnerte er tatsächlich an einen kleinen orientalischen Prinzen, der despotisch die Menschen und die Tiere beherrscht.

Talowsky versuchte Grigorjy Aristarchowitsch darauf hinzuweisen, daß er mit dem Beschluß des Gerichts nicht einverstanden sein brauchte, jener konnte aber nicht verstehen, wie drei Richter anderer Meinung in einer Sache sein könnten, die die drei Richter beschlossen hatten, wenn für hier und dort dieselben Gesetze gelten. Als der Rechtsanwalt aber auf seiner Meinung bestand, wurde Grigorjy Aristarchowitsch ärgerlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und führte ihm Talowsky selbst gerade als Gegenbeweis an.

„Sie werden doch da sein? Wovon ist da also zu reden — ich verstehe nicht. Nastasja Philippowna, bring du ihm doch Vernunft bei."

Talowsky lächelte und Nastasja Philippowna machte ihm für seine vergeblichen Zweifel sanfte Vorwürfe. Man sprach auch hin und wieder von jener Frau, die die Gerichtskosten bezahlen mußte, und jedesmal wurde ihr im Gespräch der Beiname „die Arme" beigelegt. Seitdem es nicht mehr in der Macht dieser Frau lag, Walia zu sich zu nehmen, hatte sie für ihn den geheimnisvollen Schrecken, der sie wie in Finsternis hüllte und die Züge ihres mageren Gesichts entstellte, verloren, und Walia dachte in derselben Weise an sie, wie er es von anderen tat. Er hörte es oft wiederholen, daß sie unglücklich sei und verstand auch, weshalb das sei; aber dieses blasse Gesicht, aus dem jeder Blutstropfen entwichen war, wurde für ihn einfacher, natürlicher und näher. Er fing an, sich für „die arme Frau", wie man sie nannte, zu interessieren und wenn er sich an die armen Frauen erinnerte, von denen er gelesen hatte, so empfand er Mitleid und zaghafte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zärtlichkeit. Es kam ihm vor, als ob sie in irgend einem dunklen Zimmer säße und immer weine und weine wie damals. Es war nicht recht, daß er ihr damals das Märchen von Bona, dem Königssohn, so schlecht erzählt hatte.

. . . Es stellte sich heraus, daß doch drei Richter eine Sache anders entscheiden konnten, wie drei ebensolche Richter; man änderte das Urteil des Gerichts ab und das Kind wurde seiner leiblichen Mutter zugesprochen. Der Senat ließ die Berufung unberücksichtigt.

Als die Frau kam, um Walia zu holen, war Grigorjy Aristarchowitsch nicht zu Hause; er war bei Talowsky und befand sich in dessen Schlafzimmer. Nastasja Philippowna kam aus ihrem Zimmer nicht heraus und das Stubenmädchen führte Walia schon für den Weg angekleidet hier heraus. Er hatte ein kleines Pelzmäntelchen an, hohe Gummischuhe, in denen er die Füße kaum bewegen konnte. Unter dem Krimmermützchen sah ein blasses Gesicht mit ernstem Blick hervor. Unter dem Arm hielt Walia das Buch von dem armen Nirchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die große knochige Frau drückte sein Gesicht an den abgetragenen Tuchmantel und sagte unter Schluchzen:

„Wie groß bist du geworden, Walitschka! Man kennt dich ja kaum," versuchte sie zu scherzen; Walia rückte aber schweigend das Mützchen zurecht und sah, gegen seine Gewohnheit, der, die von heute an seine Mutter war, nicht in die Augen, sondern auf den Mund. Er war groß, aber mit schönen kleinen Zähnen darin; zwei Fältchen an der Seite waren an ihrer Stelle geblieben, wo Walia sie früher gesehen hatte, waren aber noch tiefer geworden.

„Bist du auf mich nicht böse?" fragte die Mama; Walia sagte aber, ohne auf die Frage zu antworten:

„Nun, komm."

Walitschka hörte nun einen jämmernden Schrei aus dem Zimmer der Nastasja Philippowna. Sie stand mit vor Tränen geschwollenen Augen auf der Schwelle, schlug die Hände zusammen, flog auf den Knaben zu, fiel auf die Kiee nieder und ganz still, in sich versunken, legte sie ihm den Kopf auf die Schulter — nur die Brillanten zitterten und spielten in ihren Ohren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Komm, Walia," sagte die große Frau streng und nahm ihn an der Hand. „Hier ist kein Platz für uns, unter den Menschen, die deine Mutter einer solchen Marter ausgesetzt haben . . . einer solchen Marter."

In ihrer trockenen Stimme lag Haß, und sie hätte dieser knieenden Frau einen Stoß mit dem Fuße versetzen mögen.

„Ah, Gefühllose! Sie wären bereit, mir das letzte Kind zu entreißen!" sagte sie in bösem Flüsterton und riß Walia an der Hand: „Komm! Sei nicht wie dein Vater, der mich verlassen hat."

„Ne—eh—men Sie ihn in Acht!" sagte Nastasja Philippowna.

Der gemietete Schlitten glitt weich über die Schneefläche dahin und trug Walia weg aus dem stillen Haus mit seinen herrlichen Blumen, der geheimnisvollen Märchenwelt, die uferlos und tief wie das Meer war. Bald verschwamm das Haus in der anderen Häusermasse, von denen eins dem anderen, wie die Buchstaben einander, glich, und verschwand für Walia auf immer. Es kam ihm vor, als ob sie über einen Fluß schwämmen, dessen Ufer helle Reihen von Laternen bildeten, die so nahe aneinander gereiht waren, wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Perlen an einer Schnur; wenn sie aber näher heranfuhren, verschwanden die Perlen und bildeten große dunkle Zwischenräume, die weiter hinten zu einer ebenso leuchtenden Linie verschmolzen. Und dann kam es Walia vor, als ob sie unbeweglich auf einer Stelle ständen, und all dies wurde ein Märchen für ihn: er selbst und die große Frau, die ihn mit ihrer knochigen Hand an sich drückte, wie alles um ihn herum.

Die Hand, in der er das Buch hielt, war ihm eingefroren; er wollte die Mutter aber nicht bitten, daß sie es ihm wegnähme.

In dem kleinen Zimmer, in das Walia gebracht wurde, war es schmutzig und heiß. In der Ecke, gegenüber dem großen Bett, stand unter einem Baldachin ein kleines Bettchen, Walia hatte schon lange nicht in einem solchen geschlafen.

„Du bist eingefroren? Nun, warte, wir werden gleich Tee trinken. Sieh mal, was für rote Hände du hast. So, jetzt bist du mit der Mama zusammen. Freust du dich?" fragte die Mutter immer noch mit demselben erkünstelten Lächeln eines Menschen, den man das ganze Leben mit Stockschlägen zum Lachen gezwungen hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Walia antwortete unentschlossen, er hatte Angst vor seinem Freimut.

„Nein. Und ich habe dir auch Spielsachen gekauft. Sieh sie dir mal an, da auf dem Fenster."

Walia trat an das Fenster und betrachtete das Spielzeug. Es waren jämmerliche Pferde aus Pappe und Bleisoldaten, die den einen Fuß hochgehoben hatten und für immer in dieser Stellung verblieben waren. Walia spielte schon lange nicht mehr mit Spielsachen und liebte sie nicht, aus Höflichkeit zeigte er es aber der Mutter nicht.

„Ja, schöne Spielsachen."

Sie hatte aber den Blick, den Walia auf das Fenster geworfen hatte, nicht bemerkt und sagte mit demselben unangenehmen, sich einschmeichelnden Lächeln:

„Ich wußte nicht, Herzchen, daß du das gern hast. Ich habe dieses Spielzeug schon lange gekauft."

Walia schwieg, er wußte nichts zu antworten.

„Ich bin ja allein, Walitschka, ganz allein in der ganzen Welt, ich habe keinen, mit dem ich mich beraten kann. Ich glaubte, sie würden dir gefallen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Walia schwieg. Plötzlich wurde das Gesicht der Frau bleich, eine Träne nach der anderen tropfte aus den Augen, und als ob sie den Boden unter den Füßen verloren hätte, fiel sie auf das Bett nieder, das unter der Wucht ihres Körpers jämmerlich knarrte. Unter dem Kleid sah ein Fuß in einem großen Schuh mit vergilbtem Gummi hervor. Die Frau preßte die eine Hand an die Brust, mit der anderen an die Schläfen, sah durch die Hand mit ihren blassen, verblichenen Augen hindurch und flüsterte:

„Haben nicht gefallen! . . . Nicht gefallen!"

Entschlossen trat Walia an das Bett heran, legte sein rotes Händchen auf die große, knochige Hand der Mutter und sagte mit jener ernsten Gründlichkeit, die stets die Redeweise dieses Knaben auszeichnete:

„Weine nicht, Mama! Ich werde dich sehr lieben. Mit Spielsachen mag ich nicht spielen, doch werde ich dich sehr lieben. Willst du, so werde ich dir etwas von dem armen Nixchen vorlesen?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Im Erdgeschoß 3

Der Ausländer 27

In dunkle Ferne 59

Walia 89

Wilhelm Hecker, Buchdruckerei, Gräfenhainichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite
Im . . 3
Der . . 27
In . . 59
Wo . . 89

TIFFEN® Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In derselben Ausstattung und zu gleichem wohlfeilen Preise sind erschienen:

Band
1. **C. Deutsch**, Ein edles Frauenleben.
2. **R. Ortmann**, Ein schwergeprüftes Herz.
3. **G. Heyse**, Schuld und Sühne.
4. **Kapff-Essenther**, Mitgiftjäger.
5. **F. Spielhagen**, Fräulein Reseda.
   E. Remin, Eine verfehlte Spekulation.
6. **Ernst Remin**, In schlimmen Händen.
7. **Gregor Samarow**, Der Zigeuner.
8. **Hedda von Schmidt**, Nesthäkchen.
9. **Emil Peschkau**, Furcht vor dem Leben.
10. **E. Petersilie**, Wingolf. — Home sweet home.
11. **C. Deutsch**, Der Oberstuhlrichter.
12. **Max Lay**, Ein Wunderkind.
13. **Ernst Remin**, Villa Pigeon.
14. **B. Corony**, Eva.
15. **R. Ortmann**, Sklavenketten.
16. **H. v. Osten**, Es waren 2 Königskinder.
17/18. **H. Schobert**, Ein Opfer. 2 Bände.
19/20. **H. B. Schumacher**, Herr im Hause.
21. **R. Ortmann**, Vom Wege verirrt.
22/23. **L. Brenkendorf**, Sünden der Väter.
24/25. **H. Osten**, Jagd nach dem Glück.
26. **Alphonse Daudet**, Künstler-Ehen.
27. — Verbannte Könige.
28. — Montags-Geschichten.
29. — Der kleine Dingsda.
30. — Jack.
31. — Tartarin aus Tarascon.
32. — Der Nabob.
33. — Briefe aus meiner Mühle.
34/35. — Fromont jun. u. Risler sen.
36. **H. Stökl**, Paul u. Paula. — Eleonore.
37. **H. Lee**, Der Prinzessinnen-Tänzer.
38. **Guy de Maupassant**, Ehestands- und andere Geschichten.
39. — Die Kindesmörderin u. and. Geschichten.
40. — Späte Reue und andere Geschichten.
41. — Der Rosenjüngling und andere Erzählungen.
42. — Familie Tellier u. andere Erzählungen.
43. — Ein Verlassener u. andere Erzählungen.
44. — Von Sinnen und andere Novellen.
45. — Yvette, Pariser Sittenbild.
46. **Graf Leo Tolstoi**, Meine Beichte.
47. — Kreutzer-Sonate.
48. — Roman der Ehe.
49. — Nach 40 Jahren.
50. — Sexuelle Frage.
51. — Ueber Gott und Christentum.
52. — Ueber Krieg und Staat.
53. — Ein Schicksal.
54. — Julius.
55. — Ueber den Sinn des Lebens.
56. — und der heilige Synod.

Band
57. **Graf Leo Tolstoi**, Sklaverei unserer Zeit.
58. — Muß es denn so sein?
59. — **(Sohn)**, Das blaue Heft.
60. — **(Sohn)**, Ein Präludium Chopins.
61. — **(Sohn)**, Die Verführung.
62. — Was ist Geld?
63. — Das Nichtsthun.
64. — Glaube, Gebet und Arbeiterfrage.
65. — Wirt und Knecht.
66. — Was ist Kunst?
67/68. **R. Ortmann**, Gespenstische Schatten.
69. **G. Rovetta**, Komtesse Baby.
70. **Paul Bliß**, Frühlingsrausch.
71. **Graf Leo Tolstoi**, 2 Husaren.
72. — Jermak und andere Geschichten.
73. — Iwan, der Dummkopf u. and. Gesch.
74. **Paul Bliß**, Auf der Hochzeitsreise.
75. — Die erste Gesellschaft.
76. **Herbert Often**, Militärfromm.
77. **O. Elster**, Pflicht und Neigung.
78. **R. Ortmann**, Theaterblut.
79. **Paul Bliß**, Frauenliebe.
80. — Amors Pfeile.
81. **R. Ortmann**, Verspielt.
82. **Maxim Gorki**, Der Halunke.
83. — Kain u. Artem.
84. **Anton Tschechoff**, Sünde u. and. Gesch.
85. **Heinr. Sienkiewicz**, Ihm laß uns folgen!
86. — Der Engel u. and. Gesch.
87. **W. Garschin**, Ein kleines Gespräch.
88. **Fedor Dostojewsky**, Eine heikle Gesch.
89. **Paul Bliß**, Blinde Liebe. Humoresken.
90. **E. von Wald-Zedtwitz**, Chic. Humor.
91. **A. v. Degen**, Im Manöver.
92. **A. v. Winterfeld**, Einquartierung.
93. **Klinckowström**, Stille Ecke.
94. **M. Reymond**, Lachtäubchen.
95. **Wilh. Jensen**, Aus den Banden.
96. **O. Elster**, Was Liebe vermag.
97. **Anton Tschechoff**, Hatschi!
98. **Maxim Gorki**, Geschichte e. Verbrechens.
99. **O. Elster**, Kunst und Leben.
100. **Maxim. Böttcher**, Seltsame Geschichten.
101. **Teo v. Torn**, Affäre Helmström.
102/103. **Hans Hyan**, Ueberbrettl 2 Bände.
104. **Paul Bliß**, Sonnige Stunden.
105. **Graf Leo Tolstoi**, Ueber Kunst.
106 — An das Volk.
107. — Patriotismus.
108. — Religion.
109. **L. Andrejew**, Im Erdgeschoß.
110. **Maxim Gorki**, Die Orlows.
111. — Tschelkasch u. A.
112. — Im Nachtasyl.
113. **Anton Tschechoff**, Die Simulanten u A.
114. **Eugen Tschirikow**. D. kleine Vagabund.
115. **H. Abt**, Erweckt.

Wilhelm Hecker, Buchdruckerei, Gräfenhainichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf